

Die psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

Psychoanalytisches

über die Dichter: Stendhal, Baudelaire,

C. F. Meyer, Strindberg

die Monarchen: Caligula, Friedrich d. Gr.

den Attentäter: Damiens

die Heilige: Teresa de Jesus

Preis des Einzelheftes Mark 2.-

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

„Die psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch
Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags“:

Leipzig 95.112

Prag 79.385

Wien 71.633

Budapest 51.204

Zürich VIII, 11.479

Zagreb 40.900

Paris C 1100.95

Warszawa 191.256

s'Gravenhage 142.248

Riga 36.93

Preis des Einzelheftes Mark 2.—

Abonnement 1930 (6 Hefte) Mark 10.—

Einbanddecken in Halbleder

zu dem abgeschlossenen I. Jahrgang (1929) können zum Preise von M. 3.20 bezogen
werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Die psychoanalytische Bewegung

II. Jahrgang

Juli/August 1930

Heft 4

Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Biographik

Von

Eduard Hitschmann

Biographie heißt zwar Lebensbeschreibung, aber wir modernen Menschen wollen uns längst nicht mehr mit dem Werden einer Person im äußeren Leben begnügen, wir wollen sein inneres Werden verstehen, gerade wie die Psychiatrie aus einer beschreibenden eine verstehende werden mußte. Dieses zwanzigste Jahrhundert hat große Fortschritte gemacht, nicht zuletzt durch die Psychoanalyse, dieses „wunderbare Zeitalter mit seinem neuen Geist, dem Wahrheitsstreben und der Tatsachenliebe, dieser Leidenschaft für das Wirkliche“ (Frank Harris).

Zweifellos hat das psychologische Interesse wesentlich zugenommen und die biographische Literatur, die ihm entgegenkommt (wie die Werke von Stefan Zweig, von Emil Ludwig u. a.) finden einen großen Leserkreis. „Man darf ruhig sagen (um ein berühmtes Wort zu paraphrasieren)“, erklärt Stefan Zweig, „daß heute keine psychologische Biographie mehr ohne einen Tropfen freudischen Öles geschrieben werden kann, ohne die mitleidlose, bis zu den physischen Organen niederblickende Psychoanalyse, die hinter jeder ‚Seelenschuld‘ die natürlich logische Ursache als ein Selbstverständliches sieht.“

Man will eben psychologische Biographie, es gibt kein zurück mehr, und wir erinnern uns gern eines sympathischen Terminus, der



den unsympathischen der „Pathographie“ abgelöst hat (Sadger), den Namens Psychographie, den wir Weygandt verdanken. Psychographie im weitesten Sinn, das bieten die psychoanalytischen Beiträge zu Biographien, deren nun seit Freuds vorbildlicher Studie „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci“ (1910)¹ zahlreiche vorliegen sie reichen von Amenhotep dem Vierten (Echnaton), dem ägyptischen König aus dem 14. Jahrhundert v. Ch. bis zum Dichter Knut Hamsun der unter den Lebenden weilt. Um nur Einige zu nennen: Jakob Böhme, Albrecht Dürer, Gottfried Keller, Hebbel, Lenau, Schopenhauer, Segantini, Rousseau, Franz Schubert, Dostojewski, George Sand, Lassalle, Zinzendorf.²

Es seien hier einige Charakteristika der psychoanalytischen Beiträge zu Biographien großer Persönlichkeiten hervorgehoben. Der psychoanalytische Biograph war es bisher meist nur im Nebenberuf, er war gewöhnlich ein Arzt mit Erfahrungen durch Analysen an Kranken, die er behandelte, und an Gesunden, die bei ihm sich einer Lehranalyse zu ihrer Ausbildung unterzogen; wir mußten, sagt Freud offen, die Fachprobleme der fremden Wissenschaft mit dilettantischer Vorbereitung angreifen. Aber der Psychoanalytiker ist klarer und unabhängiger, objektiver und nüchterner, er ist nämlich selbst — analysiert.

Die Fachbiographen boten uns oft nichts anderes dar, als kalte, fremde Idealgestalten, anstatt des Menschen, dem wir uns entfernt verwandt fühlen könnten. „Die Biographen erwiesen sich“, sagt Freud, indem er eine Analyse des Biographen inauguriert, „in ganz eigentümlicher Weise an ihre Helden fixiert. Sie hatten ihn häufig zum Objekt ihrer Studien gewählt, weil sie ihm aus Gründen ihres persönlichen Gefühlslebens von vornherein eine besondere Affektion entgegenbrachten. Sie geben sich dann einer Idealisierungsarbeit hin, die bestrebt ist, den großen Mann in die Reihe ihrer infantilen Vorbilder einzutragen, etwa die kindliche Vorstellung des Vaters in ihm neu zu beleben. Sie löschten diesem Wunsche zuliebe die individuellen Züge in seiner Physiognomie aus, glätteten die Spuren seines Lebenskampfes mit innern und äußern Widerständen, duldeten an ihm keinen Rest von menschlicher Schwäche oder Unvollkommenheit.“

1) Freud, Ges. Schriften, Bd. IX.

2) Man beachte die bibliographische Zusammenstellung auf S. 385 dieses Heftes.

An der großen Verehrung für Mann und Werk haben es die Analytiker nie fehlen lassen, aber der vergöttlichende Kult, der mit dem Genie betrieben wurde, liegt ihnen fern, wie alle Metaphysik. Dieser Kult ist nun freilich ein wenig ernüchtert durch die Werke von Lange-Eichbaum („Genie = Irrsinn und Ruhm“) und Kretschmer („Geniale Menschen“). Das „Geniale“ war nie Gegenstand der Psychoanalyse; sie streckt die Waffen vor der Unzugänglichkeit des Rätsels der Begabung, wie auch des Wesens der künstlerischen Leistung, der Mittel des Künstlers, seiner Technik.

Dem Rätsel der Gesamtpersönlichkeit nähert sich der Analytiker in eigenartiger und rationaler Weise, indem er von einem einer sicheren Deutung zugänglichen Detail ausgehend, sozusagen einen gesicherten Einstieg zu dem sonst so schwer zugänglichen Bergesriesen betritt. Diese rationalistische Methode führt näher an die dunklen Probleme der Persönlichkeit heran, als manche ideale Verklärung. „Der vergötzte klassizistische Künstlertypus wird negiert“, erörtert Muschg, „und er wird ersetzt durch das Schauspiel einer unentrinnbaren Gebundenheit auch des höher gearteten Menschen an die Kräfte der Materie, an die Gewalt des Blutes und des naturwissenschaftlich bestimmten Fatums“ — des inneren und äußeren Fatums!

Die Psychoanalyse hat auch gezeigt, daß, wenn ein biographischer Versuch zum Verständnis des Seelenlebens seines Helden durchdringen will, er nicht, wie dies in den meisten Biographien aus Diskretion oder Prüderie geschah, die sexuelle Betätigung, die geschlechtliche Eigenart des Untersuchten mit Stillschweigen übergehen darf.

Die Beachtung der frühen Kindheit erwies sich als überaus fruchtbar; fixieren sich doch Eindrücke in den frühesten Jahren, und bahnen sich doch Reaktionsweisen gegen die Außenwelt an, die durch kein späteres Erleben mehr ihrer Bedeutung beraubt werden können.

Das Verhältnis des Kindes zu Vater und Mutter, die entscheidende Art von seinem Nachwirken, gehen in zahlreichen Variationen durch die psychoanalytischen Beiträge zu Biographien. Die Bedeutung des Vaters und der Mutter für das Schicksal des Einzelnen, für sein Verhältnis zu den Autoritäten, zu den Idealen der Menschheit tritt immer wieder in neuer Beweisführung in diesen Arbeiten zutage.

Rank brachte im Jahre 1912 in seinem Buch „Das Inzestmotiv in

Dichtung und Sage“ eine Fülle originell aufgefaßten biographischen Materiales. Aber auch die innere Struktur des Kunstwerkes und die Bedingungen sowie Vorgänge des dichterischen Schaffens fanden hier Betrachtung auf neuer Grundlage. Das ewige Thema von der Mutter keine Entdeckung der Psychoanalyse, aber durch sie unendlich vertieft und erweitert, findet immer wieder Beweise in den psychoanalytischen Arbeiten über Leonardo da Vinci, Schopenhauer, Lassalle, Gottfried Keller usw.

Welch natürliche Beantwortung seltsamer Fragestellungen geht aus dieser Betrachtungsweise hervor! Die Mutter war es, wegen der Keller unbeweibt blieb, wegen der Leonardo lächelnde Frauen malte, wegen der Schopenhauer die Frauen haßte, wegen der Lassalle acht Jahre seines Lebens für eine alte Gräfin opferte, und Goethe bei Frau von Stein ausharrte; selbst die sentimental-naturschildernden Hamsungen sollen mit Sehnsucht nach der Mutter zusammenhängen!?

Keine Methode seelischer Untersuchung hat je mit solcher Geduld und Gründlichkeit ein Einzelindividuum untersucht, wie die Psychoanalyse es tut. Sie wird nun drei Jahrzehnte geübt und hat ein unübersehbares Material vor allem über das unbewußte Seelenleben gebracht; sie dringt vor bis in die frühe Jugend und endigt sozusagen bei Feststellung des Ererbten, der Triebanlagen. Sie hat nie das Konstitutionelle übersehen, nie das Organische unterwertet.

Als Wissenschaft vom seelisch Unbewußten bereichert sie die Wissenschaft vor allem um die Erscheinungen, die Äußerungen des Unbewußten in Phantasien, Träumen, Entwürfen und in den Werken des Schaffenden. Nicht nur Traum und Neurose, auch unsere höchsten Kulturleistungen erwiesen sich als tief im Unbewußten verwurzelt. Das Dynamische bei der Entstehung des Kunstwerkes ist ein unerledigter Wunsch des Künstlers, und wie der Traum und die Phantasie stellt auch das Werk diesen Wunsch als erfüllt dar. Aber auch die Wirkung des Kunstwerkes auf die Genießenden findet ihre Erklärung aus deren unbewußtem Wunschleben.

Eine Fülle von kunstpsychologischen Arbeiten sind auf die von Freud gegebenen Erkenntnisse und Anregungen aufgebaut. Freuds Vielseitigkeit der Interessen, seine tiefe Bildung gaben auch hier die ersten und wertvollsten Feststellungen.

Es ist nicht eingetroffen, daß der Genuß am Kunstwerk durch das so gewonnene analytische Verständnis geschädigt wurde.

Freud hat in bescheidenen Worten, was die Psychoanalyse im Biographischen leisten konnte, dahin umschrieben: „sie konstruiere aus der Aufeinanderbeziehung der Lebenseindrücke, zufälligen Schicksale und der Werke des Künstlers seine Konstitution und die in ihr wirksamen Triebregungen, also das allgemein Menschliche an ihm“.

Aber welche Fülle von Mitteln dazu gibt sie dem in die Hand, der vertraut ist mit den von der Analyse aufgestellten Mechanismen der Verdrängung, Reaktionsbildung, Regression, Identifizierung u. a.

Freud hat z. B. aus Erfahrungen an Kranken den Begriff der Regression, des Zurückkommens auf eine früh dagewesene psychische Entwicklungsstufe aufgestellt. Ein besonders intensives Erlebthaben gewisser Gefühle in der Kindheit, kann — obwohl diese im Heranwachsen von anderen abgelöst wurden — dazu führen, daß dieser Gefühlskomplex eines Tages wieder auftaucht und die anscheinend längst fertige Persönlichkeit in ihren Hauptzügen vollkommen umwandelt, so die Positivisten Swedenborg und August Comte — zu Mystikern werden läßt. Freud hat übrigens mehrere Schüler und Anhänger gerade zufolge solcher Regression auf kindliche religiöse Eindrücke wieder verloren, nachdem sie seiner unabhängigen und voraussetzungslosen Lehre, die auch den Glauben an Gott, das Bedürfnis nach Gott nüchtern deutet, eine Zeit lang Folge geleistet hatten. Ein schweizer Arzt entdeckt eines Tages eine „teleologische Funktion“ der Träume — im Gegensatz zu Freud — und dies macht ihm, wie er erzählt, persönlich einen überwältigenden Eindruck, „zum erstenmal wird sein Positivismus und seine mechanische Lebensauffassung erschüttert“. „Ein Wort Christi“, erzählt er, „das ich als Kind auswendig gelernt, aber nie erfaßt hatte — ‚Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben‘ — war in mir lebendig geworden. Es war ein Gefühl von neuer Kraft und von neuem Vertrauen zu unserer menschlichen Natur und Bestimmung.“

Es handelt sich hier um eine richtige Bekehrung durch Regression, eine Rückkehr von der Wissenschaft zum Glauben, zum affektbetonten religiösen Jugenderleben. Ohne die Erkenntnisse der Analyse über die Unauslöschlichkeit der infantilen Eindrücke wäre solcher Persönlichkeitswandel nicht leicht erklärlich. Immer geben freilich auch die Q u a n t i-

täten seelischer Veranlagungen den Ausschlag, die auch die Psychoanalyse nicht messen kann, — hier liegt eine ihrer Grenzen, — vielmehr aus den Resultaten ersieht.

Welch fruchtbare Erkenntnisse ergeben sich ferner aus der Betrachtung der Triebanlagen und ihrer Schicksale! Ziehen wir als Beispiel den „Aggressionstrieb“ heran, eine ursprüngliche selbstständige Triebanlage des Menschen, den Trieb der Feindseligkeit und Destruktion, so finden wir ihn im erwachsenen Kulturmenschen — wenn nicht gerade Weltkrieg ist — beherrscht und unterdrückt. Wir kennen ihn auch als „Todestrieb“, als Gegensatz zum lebenserhaltenden Eros; wir kennen ihn verlötet mit der Sexualität als Sadismus. Die Schicksale dieses Triebes im Individuum seien schematisch hier angeführt: durch Wendung gegen die eigene Person wird er zum Masochismus; durch Sublimierung wird er auf höhere Ziele abgelenkt; durch geglückte Verdrängung scheinbar behoben. Eine Person mit angeboren gesteigertem Aggressionstrieb kann also etwa

- 1) aggressiv bleiben, bösartig, verbrecherisch, sadistisch handeln; oder
- 2) verdrängen und sublimieren und so Neigung zum Erzieher, zum Tierzüchter oder Fleischer, Jäger, Chirurgen aufweisen; oder
- 3) mit Reaktionsbildung verdrängen und zum Ethiker oder Tiereschützer sich geeignet fühlen; oder
- 4) bei ungenügender, mißlungener Verdrängung eine schwere Zwangsneurose davon tragen, die das Leben zerstört und nur durch Psychoanalyse günstig beeinflusst werden kann; der Geheilte hat dann gelernt, die Aggression in sozial wertvoller Energie zu betätigen;
- 5) kann ein Mittelding von all dem Genannten resultieren, ein sogenannter Zwangscharakter: unentschlossen, gehemmt, ambivalent, pedantisch, übermitleidig, voll Schuldgefühl ängstlich, usw.

Eine solche gesteigerte Triebanlage konnte am Kinde direkt beobachtet werden, die Milde oder Härte der Erziehung, die Interferenz mit anderen Triebanlagen u. a. geben den Ausschlag über deren Schicksal. —

Zum wertvollen Rüstzeug der Psychoanalyse gehört bekanntlich auch die Symbolik. Die Existenz dieser Symbole und die analytische Deutung der meisten derselben ist heute ein sogar durch Experimente

gesichertes Stück psychologischer Erkenntnis. Dieselben Symbole finden wir nicht nur im Traume, in Neurosen und Psychosen, sondern auch im Mythos, in Folklore und Witz. Auf diesen Gebieten kann sich jeder die Überzeugung von der Wichtigkeit und Allgemeinheit der symbolischen Darstellung befestigen. Das Verstehen der Sprache der Symbolik leistet unentbehrliche Dienste auch in der Psychographie, aber ganz besonders bei der Deutung der Kunst- und Dichtwerke. Endlich der Traum, dieses Kleinod seelischer Phänomene, wie sehr beweist er immer wieder „Wahrheit und Schönheit“ der Psychoanalyse! Auch die Traumdeutung wird zum wertvollen Instrument seelischen Verstehens, oft zum Hilfsinstrument auch des Psychographen.

Das Kleine nie zu unterschätzen, das Anekdotische nicht zu übersehen, ist Grundsatz der Psychoanalyse. Der Gesichtspunkt der Psychoanalyse, daß es im Seelischen nichts Zufälliges gäbe, eifert an, den Determinierungen umso eifriger nachzugehen; das genetische Prinzip wird nie vernachlässigt. Ein hohes Ziel der psychographischen Arbeiten, dieser Art angewandter Psychoanalyse, ist in letzter Linie auch, zu Typen der Entwicklung und des Wesens analoger Persönlichkeiten zu kommen, etwa wie es auch die Pathologie anstrebt, nur noch von größerer Bedeutung für Menschenkenntnis, Charakterologie. Freuds „Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens“¹ schilderten schon Typen, die sich immer wieder finden; auch sein Aufsatz „Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit“² wäre hier zu nennen, sowie jene fruchtbare Arbeit über „Charakter und Analerotik“⁴. Abrahams „Studien zur Charakterbildung“ zeigen die Zusammenhänge von bestimmten Triebanlagen und konsequenten Charakteren. Freuds Hinweis auf den Wiederholungszwang, der wie ein Dämon dem Menschen eine unentrinnbare Schicksalsneurose diktiert, erleuchtet manch dunkles Schicksal. Reichs Schrift über den „triebhaften Charakter“, seine Darstellung der genitalen und des neurotischen Charakters, Alexanders Aufsatz über „Charakteranalysen“, Abrahams Lebensgeschichte eines Hochstaplers gehören in dieselbe Gruppe.

Das Buch von Erwin Kohn „Lassalle der Führer“ deutet schon im Titel an, daß es einen für viele, einen Typus beschreiben und deuten will. Es will an einem in vieler Beziehung typischen und klaren

1) Ges. Schriften, Bd. V. 2) Ges. Schriften, Bd. X.

Beispiel die psychologische Struktur und die Wirkungsweise der führerischen Persönlichkeit aufweisen; es handelt sich also um den Versuch einer Führerpsychologie.

Mag im Einzelfall Manches noch unentschieden sein, jedenfalls hat die Psychoanalyse eine Fülle neuer Probleme aufgeworfen. Mag die Zukunft entscheiden, ob Goethes Liebesleben aus einer wiederkehrenden siebenjährigen Periode (Möbius, Kretschmer) erklärbar ist oder der psychoanalytischen Aufklärung bedarf oder ob beide Auffassungen sich ergänzen; ob Schopenhauers Pessimismus die Folge einer angeborenen Verstimmung ist, oder die genetischen Erklärungen der Psychoanalyse hier zu Recht bestehen usw.

Mögen unsere Beiträge zu Biographien großer Männer weder das Zeitalter noch die umgebende Landschaft, noch die Volkszugehörigkeit und Rasse bedacht haben, mögen sie bei Betrachtung von Kunstwerken Form und Stil weniger beachtet haben, als die zünftigen Fachmänner, wir haben auf unserem Spezialgebiet gewissenhafte Arbeit geleistet.

Mögen Andere sie breiter, eingeordnet in ein Ganzes fortsetzen!

Biograph wird man nicht durch einen bestimmten Studienweg; wie Politiker oder Journalist wird man es aus Neigung und Begabung. Auch für die Journalisten und die Politiker will man bestimmte Ausbildungsstätten begründen; für die Biographen wollen wir hier nur auf einen unentbehrlichen Bestandteil ihrer Ausbildung hinweisen, auf die Psychoanalyse. Zunächst sind es ja die Literaturhistoriker, aus denen am ehesten Biographen erwachsen. Und siehe da, hervorragende Vertreter dieser Fächer geben in letzter Zeit ganz offen zu, daß für die Literaturwissenschaft und Biographik die Stunde gekommen sei, wo sie nicht länger verzichten können, sich der Psychoanalyse zu bedienen. Sonst drohe die Gefahr einer „inneren Entfremdung vom Leben der eigenen Epoche“ (Muschg). Auch W. A. Berendsohn bekennt sich offen zur Wissenschaft Freuds, die ihn „in seiner gesamten Forschung aufs reichste befruchtet“ hat.

„Die größere Lebensfülle“ findet sich bei den psychoanalytischen Arbeitern; „ihre Mythologie vermag Zusammenhänge darzustellen, die ein erstes Mal gesehen, erschütternd wirken“ (Muschg).

Es kann keine den Anforderungen unserer Zeit entsprechende, also auch psychologische Biographie geben, die nicht — wie der moderne

psychiatrische Status — sich der psychoanalytischen Untersuchung bedient. Man hat der Psychoanalyse nachgerühmt, sie sei allein „die Psychologie vom lebendigen Menschen“. Wahrhaftig, sie ist auch die beste Psychologie für den — toten.

Wir lassen daher den Ruf nach neuen Arbeitskräften aus den akademischen Disziplinen ertönen! Literaturwissenschaftler und Biographen müssen in der Psychoanalyse eine vollkommene Ausbildung erfahren, wie sie an den Lehrinstituten in Wien, Berlin, London geboten wird.

Mit rasch angelesener psychoanalytischer Oberflächlichkeit kann nichts geleistet werden.

Ich schließe mit den geistreichen Worten eines modernen Biographen, der die Psychoanalyse kaum kennt, aber Talent für sie zu haben scheint; Frank Harris weist temperamentvoll auf Bravourleistungen der Psychographie hin:

„Als Künstler und Forscher zugleich begnügen wir uns nicht mit der äußeren Schau des Menschen: wir wollen seine proteischen Eitelkeiten, Begierden und Bestrebungen entdecken und mit einem Seziermesser die verborgenen Motive und Sprungfedern seines Handelns bloßlegen. Schon jetzt müssen wir fähig sein, aus einigen nackten Tatsachen einen Menschen zu erschaffen, ihn in den Augen des Lesers lebend und liebend erstehen zu lassen, in derselben Weise, wie ein Naturwissenschaftler aus einigen zerstreuten Knochen irgend einen prähistorischen Vogel, einen Fisch oder ein Säugetier zusammenzustellen vermag.“

„Moderne Kunst und Lustprinzip“

Jean Frois-Wittmann (Paris), der Verfasser des Essays „Moderne Kunst und Lustprinzip“, den wir im vorigen Heft dieser Zeitschrift veröffentlicht haben, macht uns darauf aufmerksam, daß die deutsche Übersetzung an einer Stelle seinen Gedanken nicht richtig wiedergibt. Es ist der Passus, der auf S. 247, in der 8. Zeile beginnt und nach der Richtigstellung des Verfassers, nun wie folgt zu lesen ist:

„Nun sollte die Kunst weder der einzige Fall sein, dem dies möglich ist, noch eine Stätte, die verschiedene Spannungsfaktoren, von unseren Trieben zurückgewiesene soziale Dogmen anderswo bestehen läßt. Wäre es nicht eher die Aufgabe der Gesellschaft, diese Faktoren zu vermindern und nicht auf die Kunst allein die Befriedigung des Individuums zu beschränken?“

Eros als Schicksal bei Friedrich dem Großen und bei Stendhal

Ein sexualpsychologischer Vergleich

Von

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski

Als Übersetzer Friedrichs des Großen¹ und Beyle-Stendhals, den ich in Deutschland eingeführt habe,² zwei der repräsentativsten und freiesten Geister des 18. und 19. Jahrhunderts, deren Werden und Wirken vor uns ausgebreitet liegt, besser als das vieler Lebender, hat mich stets besonders die Rolle gefesselt, die der Eros in ihrem Leben als Konflikt und als Schicksal gespielt hat. Wenn ich mit Beyle Stendhal beginne, so ist es, weil er geradezu ein Musterbeispiel für die Freudsche Psychoanalyse ist, besonders für ihr Kernproblem oder Urphänomen, den Ödipuskomplex, der aus Mutterliebe und Vaterhaß besteht. Er findet sich zwar auch bei Friedrich dem Großen wieder, aber nicht in so lebenslanger Form und ohne die manifest-erotische Komponente in der Mutterliebe.

Durch Freuds Psychoanalyse oder aus eigener Erfahrung weiß jeder Mann, wie entscheidend dieser Komplex für den seelischen Aufbau eines Menschen ist. Nach Goethes Worte sind die Entwicklungsjahre die bedeutendste Epoche eines Individuums. Und wenn dieser Komplex in der Jugendentwicklung dominiert, bleibt er für den ganzen späteren Menschen entscheidend: die hier erzeugten Spannungen po-

1) Die große deutsche Friedrichsausgabe (10 Bände : Werke, 2 Bände : Briefe bei R. Hobbing (Berlin 1913—14) sowie „Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit“ (1927, 3 Bände), zu denen ich entscheidend beigetragen habe. Ferner von mir verdeutscht die Gespräche Friedrichs des Großen, die Politischen Testamente, der Briefwechsel mit Wilhelmine von Bayreuth (2 Bände) und mit August Wilhelm, „Die Jugend Friedrichs des Großen“ von Ernest Lavissee und meine kulturgeschichtliche Studie über Friedrich den Großen in „Liebesgeschichten am preußischen Hofe“ (Berlin 1928, Grote).

2) Deutsche Stendhalausgabe (10 Bände) im Propyläenverlag, Berlin, insbes. „Über die Liebe“ (Band 4) und „Bekenntnisse eines Ich-Menschen“ (Band 7).

tenzieren den revolutionären Zug, der ohnedies der Jugend anhaftet. Bei Stendhal tritt noch ein besonderes Element hinzu: die starke Gegensätzlichkeit der elterlichen Erbmassen, von denen die mütterliche stark prävaliert und die Hinneigung zur Mutter, den Haß gegen den Vater steigert. Dieser Vater ist ein typischer Provinzfranzose aus gutbürgerlicher Familie, die sich dem niederen Adel ebenbürtig fühlt, gewinnsüchtig, knauserig, spekulierend, aber schlecht spekulierend und schließlich im Vermögensverfall endend; da er nach dem frühen Tod der Frau außer Stande ist, ohne Frauen auszukommen, unterhält er ein Liebesverhältnis mit seiner Schwägerin Seraphie, ohne sie jedoch zu heiraten; aber gerade deshalb wird sie zur „bösen Stiefmutter“ der Kinder. Die Mutter ist zart, feinsinnig und liebevoll; ihre Familie (Gagnon) stammt nach alter Überlieferung aus der Provence; die neuere Forschung hat ihre Spuren weiter nach Italien und bis ins Cinquecento verfolgt. In ihrem Sohne Henri bricht diese italienische Abkunft der Mutter als Atavismus durch eine ganze Kette von Geschlechtern elementar durch. Kein Franzose hat die Italiener aus gleicher Gemütsart heraus so tief erkannt wie er. Italien wird für ihn nicht nur physisch, sondern auch geistig zum wahren Vaterland. Er verbringt dort nicht nur einen großen Teil seines Lebens, sondern er sagt auch: „Das wahre Vaterland ist das Land, wo man die meisten Menschen findet, die einem gleichen“; und so setzt er auf seinen seltsamen, selbstverfaßten italienischen Grabstein auf dem Montmartrefriedhof in Paris: *„Qui giace Arrigo Beyle, Milanese.“* — Hier liegt Heinrich Beyle aus Mailand.“ Seine Vaterstadt aber war Grenoble! Er verleugnet sie also, wie er seinen Vater als „Bastard“ beschimpft. Er geht vom Vaterhaß zum Haß auf die Vaterstadt über und übt scharfe Kritik an seinem Vaterland. Auf den eben genannten Grabstein setzt er: *„Quest anima adorava Shakespeare, Mozart e Cimarosa“*, — einen Engländer, einen Deutschen und einen Italiener, keinen Franzosen. Daher sein Kosmopolitentum, mit dem er im französischen Schrifttum fast einzig dasteht, aber auch — als Gegenwirkung — sein Mangel an Gegenwartserfolg bei seinen national empfindlichen Landsleuten und sein notgedrungenes Rechnen auf späten Nachruhm, — um 1900, wie er richtig prophezeit hat. Daher auch sein ewiges Sichfremdfühlen unter Franzosen, die „Wüste des Egoismus“,

über die er klagt. „*Etre différent engendre haine*“, Anderssein erzeugt Haß, ist das Leitmotiv seines berühmten Romans „Rot und Schwarz“ der Einzelne gegen seine ganze Umwelt, gegen den Zeitgeist, die öffentliche Meinung, und das Ende im Verbrechen. Soweit geht die geistige Ausstrahlung seines Komplexes.

Trotzdem liegen auch väterliche Elemente in ihm: das falsche Spekulieren, freilich ins Geistige abgewandelt, ewige Verrechnungen, Verpassen guter Gelegenheiten und schließlich ein armseliger Tod, aber auch aristokratische Regungen und vor allem die Unfähigkeit des Erotikers, ohne Frauen auszukommen. Er war — nach dem Wort seines Freundes, des Carmendichters Mérimée — stets verliebt oder in dem Glauben, es zu sein. „Ohne Liebe bin ich nichts“, gesteht er selbst.

Der Gegensatz dieser Erbmassen spitzt sich in dem Knaben zum Ödipuskomplex zu; der gehässigen Auflehnung gegen die väterliche Autorität entspricht erotische Zuneigung zur Mutter. Er wünscht ihr gegenüber, „daß es keine Kleider gäbe“, verfolgt sie mit stürmischen Liebkosungen und haßt den Vater nicht nur als Tyrann, sondern auch als stärkeren Nebenbuhler. Man hat diese unverhüllten Bekenntnisse für bloßen Zynismus des alternden Stendhal erklärt, aber sie sind offenbar reine Wahrheit; der Komplex ist zu deutlich und auch in seinen weiteren Verästelungen erkennbar. Beyles Schwester Pauline hält ganz zu ihm. Sie ist ihm wesensverwandt, starkgeistig, mehr männlich als weiblich veranlagt, ein Gegenstück zu Wilhelmine von Bayreuth. Sie fühlt sich gleich dem Bruder nicht als eine Beyle, sondern als eine Gagnon, hängt im Gegensatz zu der jüngeren Schwester Zénaïde, die zum Vater hält, innig am Bruder, wie Kronprinz Fritz an Wilhelmine, nur mit dem Unterschied, daß die Freundschaft zwischen Beyle und Pauline im Laufe seines schweifenden Lebens verblaßt, wogegen sie bei Friedrich bis über das Grab währt. Bei Beyle tritt dazu noch eine besondere Vorliebe für den mütterlichen Großvater Gagnon und dessen Schwester Elisabeth, die von beiden geteilt wird: die Großtante substituiert die früh verstorbene Mutter, der Großvater nimmt bei dem Knaben Vaterstelle ein, als Freund und geistiger Berater. Denn der Unmündige braucht nun mal einen Vormund, ein männliches Vorbild, um selbst Mann zu werden.

Beim Kronprinzen Friedrich wird dieser Freund und Lehrmeister erst später der Franzose Voltaire, der seine ganze geistige Welt bestimmt. Der Vater aber steht auch ihm nur im Wege. „Je unumschränkter der Vater“, sagt Freud in seiner „Traumdeutung“, „in den alten Familien herrschte, desto mehr muß der Sohn als berufener Nachfolger in die Lage des Feindes gerückt, desto größer seine Ungeduld geworden sein, durch den Tod des Vaters selbst zur Herrschaft zu gelangen.“ Dieser ewige Thronfolgerkonflikt ist im Hohenzollernhause besonders ausgeprägt, aber auch sonst allgemein (Don Carlos); bei dem Großfürsten Alexei, dem Sohn Peters des Großen, der 1718, nur 14 Jahre vor dem Fluchtversuch und der Einkerkierung des Kronprinzen Fritz, seine Auflehnung mit dem Tode im Kerker büßen mußte, liegt er sogar zeitlich ganz nahe.

Trotzdem gibt es auch bei Friedrich starke väterliche Elemente. Der Umgebung des Kronprinzen erscheint dieser bereits als Abbild des donnernden Jupiter in Berlin, und Friedrich selbst bewundert Voltaire gegenüber, also völlig aufrichtig, das große Retablissement Ostpreußens durch seinen Vater. In dessen schweren Krankheiten hat er auch echte Anwandlungen kindlicher Liebe, doch gleich darauf wieder den kaum verhüllten Todeswunsch: „Er hat eine Gesundheit wie ein Türke! Er wird mich überleben!“ Erst mit der eigenen Thronbesteigung erfolgt ein völliger Umschlag: ehrliche Erkenntnis der Herrschergröße des Vaters, selbst öffentliche reumütige Abbitte für die eigenen Jugendsünden (in den Denkwürdigkeiten zur Brandenburgischen Geschichte). Und das ist nicht bloß schöne Geste: in den schwersten Zeiten des Siebenjährigen Krieges sieht Friedrich im Traum seinen Vater und dessen Freund und Berater, den alten Des-sauer. „Hab' ich mich gut gehalten?“ fragt er sie. Und als sie nicken: „Euer Beifall gilt mir mehr als der der ganzen Welt!“ (De Catts Tagebücher.) Hier ist der Komplex also völlig geheilt, ohne daß Friedrich selbst Vater geworden wäre, geheilt durch eigenes männliches Tun.

Bei Stendhal währt der Vaterhaß fort, obwohl er die Mutter früh verliert. Der Vater will nicht sterben, sich nicht beerben lassen; der Sohn muß sich kümmerlich durchschlagen oder sich im Staatsdienst einer noch härteren Autorität als der väterlichen beugen, statt seinem

Wünsche gemäß „als Philosoph zu leben“ und „Lustspiele zu schreiben wie Molière“. Daher verdoppelter Vaterhaß wegen „Verweigerung der Selbstbestimmung und der dazu nötigen Mittel“, um mit Freud zu sprechen. Sekundär¹ tritt von Anfang an ein politisches Moment hinzu. Der Vater ist in der großen französischen Revolution „Aristokrat“ geblieben, sogar als verdächtig eingekerkert worden. Der Sohn ist natürlich glühender Jakobiner, dann Bonapartist. Der Vater ist durch den frühen Tod seiner Frau und die Ereignisse der Revolution religiös geworden und sieht häufig Priester in seinem Hause. Der Sohn wird zum leidenschaftlichen Freidenker und bleibt es zeitlebens. Erst in der Glanzzeit des Kaiserreichs, als Frauengunst ihn auf einen angesehenen Posten hebt, meldet sich auch in ihm der „Aristokrat“, er will Baron des Kaiserreichs werden, aber nun versagt der Vater bereits im Vermögensverfall, das dazu erforderliche Fideikommiß. Infolgedessen erneutes Aufflammen des Vaterhasses, obgleich die politische Basis diesmal nicht gegensätzlich ist. Und nach Napoleons Sturz, der auch Henri ins Nichts zurückwirft, eine letzte Steigerung dieses Hasses, als der Vater verschuldet stirbt und so jede Hoffnung des Sohnes, ein unabhängiges Leben zu führen, endgültig vernichtet. Zugleich mit der zunehmenden pekuniären Nöten ein immer stärkerer Rückfall in politischen Radikalismus. So tragen die äußeren Verhältnisse bei Beyle zur Verewigung des Vaterhasses und der revolutionären Gesinnung bei, während sie diesen Haß bei Friedrich ersticken.

Bei Friedrich ist der Vaterhaß vor allem unter dem schweren Druck der väterlichen Autorität entstanden, obwohl die elterlichen Erbmassen bei ihm durchaus nicht so stark differenziert sind wie bei Stendhal. Die Eltern sind vielmehr Vetter und Kusine, beide gleich eigenwillige, stolze und herrschsüchtige Naturen, aber gerade deshalb in stetem Kampf um Seele und Zukunft des Sohnes. Der Vater, ein großer Staatsbaumeister, aber ein schlechter Psychologe, will den Thronfolger ganz zu seinem Ebenbild machen; nur so scheint ihm die Zukunft seines mühseligen Lebenswerkes gesichert. Selbst unbeugsam, verlangt er von dem Sohne knechtischen Gehorsam, aber zugleich Liebe, und

1) Daß alle Milieueinflüsse nur sekundär sind und das Primat den Erbmassen zukommt, betont W. His in seiner Rektoratsrede 1928: „Über die natürliche Ungleichheit der Menschen“ (Berlin, R. v. Deckers Verlag).

er ist ergrimmt und enttäuscht, als „Fritz“ sich ihm immer mehr entzieht und zur Mutter hält. Aus enttäuschter, nicht erwidelter Vaterliebe — die gewiß etwas Bärenhaftes hat, aber durchaus echt ist — wird er so furchtbar hart gegen ihn und wendet seine Liebe ganz seinem zweiten Sohn August Wilhelm zu, der von weicherer, lenksamerer Gemütsart ist als der „böse, eigensinnige“ Fritz. Umso stärker wird der Einfluß der Mutter. Sophie Dorothea teilt ihm die Neigung zu Glanz, Repräsentation, französischer Eleganz und Schöngesteier mit, die sie selbst aus dem Welfenhouse mitgebracht hat; ihr Gatte dagegen ist sparsam, praktisch und nüchtern, Soldat und Jäger, Zecher und Raucher. Er ist zwar keineswegs der Banause, zu dem ihn die Geschichtslüge gestempelt hat, aber seine künstlerischen Neigungen (Musik, Baukunst, Malerei) bleiben doch in den engen Schranken seines Wesens befangen und dienen größtenteils praktischen oder religiösen Zwecken. Auch seine Religion ist das „praktische Christentum“ des jungen Pietismus; und ebenso schätzt er an den Wissenschaften nur den praktischen Gebrauchswert (Medizin, Naturwissenschaft). Gegen diese Geistesart des Vaters lehnt sich Friedrich revolutionär auf. Dessen deutsch-bürgerlicher Schlichtheit und handfester Frömmigkeit setzt er Franzosentum und Freigeisterei entgegen, und dabei bleibt er zeitlebens und wirkt dadurch revolutionierend. Falsch, spöttisch, zum Schein sich fügend, wahrt er starrsinnig seine Eigenart, genau wie Beyle. Dies Nachinnenschwelen hat beide Charaktere gewiß nicht veredelt, aber es hat sie vertieft und gestählt, und es hat Friedrich den Großen zum verschlagenen Diplomaten vorgebildet. Wie er dem Vater und seiner ganzen Umwelt getrotzt hatte, wird er später zum Rebellen gegen Kaiser und Reich, behauptet sich mit vier Millionen Preußen gegen Europa, revolutioniert die ganze Auffassung vom Herrscherberuf, ist auf vielen Teilgebieten, besonders als Strategie, ein revolutionärer Neuerer.

Trotzdem weicht er von den Staatseinrichtungen des Vaters nicht ab, bringt vielmehr dessen Absolutismus auf die höchste, starrste Form, macht das, was beim Vater Ausfluß praktischer Erfahrung war, zum philosophisch durchdachten System. Und mit den Jahren wird er immer konservativer. Er wird kriegsscheu wie der Soldatenkönig, zieht nur noch einmal das Schwert zu einem unblutigen Stellungskrieg,

vermeidet durch die Teilung Polens einen abermaligen europäischen Krieg, bleibt auch geistig auf dem Standpunkt seiner Jugend stehen ohne Verständnis für Rousseau, für Sturm und Drang und den jungen Goethe, für die Musik von Gluck und die Entdeckung des Nibelungenliedes, selbst für die spätere französische Aufklärung (Heftige Ablehnung von Holbachs radikalem „Système de la Nature“).

Dagegen bleibt Stendhal zeitlebens Revolutionär und dem Neuen zugewandt, braucht „täglich zehn Kubikfuß neuer Ideen, wie ein Dampfschiff Kohle braucht“, kämpft als erster in Frankreich — vor Victor Hugo — für die Romantik gegen den Klassizismus und endlich im Anarchismus seines unvollendeten Romans „Lamiel“ und im Sozialismus der Cenci-Novelle. Während Friedrich sich eine klare, systematisch durchdachte Geisteswelt und Regierungskunst schafft, bleibt Stendhal voll innerer Widersprüche („Ambivalenz“), Übergangsmoment zwischen Aufklärung und Romantik, Individualist aus Not, „Egotist“, wie er es nennt. Er wird zum tiefbohrenden Psychologen, weil er sich noch mit 53 Jahren nicht in sich zurechtfindet, zum Problematiker des großen Stils, besonders seines eigenen Haupttriebes, der Liebe. Daß er seine unschätzbaren psychologischen Selbstbekenntnisse, um Klarheit über sich zu gewinnen, und sein berühmtes Buch „Über die Liebe“, in dem er vor allem sich selbst, aber auch die Zeitgenossen und die Memoiren und Briefe der vorangehenden Geschlechter, ja selbst die Liebe der Troubadours und der Araber, analysiert und seziert. Für die wenigen Menschen ist der Ödipuskomplex fruchtbarer geworden als in Stendhal; ein großer Teil seines Wesens und Schaffens wird durch ihn klar. Das verdanken wir erst Freuds Psychoanalyse, die gleichfalls wesentlich auf Selbstanalyse beruht, erst sekundär auf der Analyse von Zeitgenossen und Problemen aus Dichtung und Mythos (Traumspiegel und Unbewußtes), die er autopsychologisch ausdeutet (Ödipussage und Hamlet).

Dieser Ödipuskomplex hat bei Friedrich dem Großen, wie schon gesagt, nicht sein volles Ausmaß erreicht, denn ihm fehlt die Komponente der manifesten erotischen Mutterliebe. Seine Erotik liegt, wie wir gleich sehen werden, auf anderem Gebiet. Die Mutter ist nur liebende Vertraute und Erzieherin des Knaben und bleibt Gegenstand seiner Liebe und Verehrung bis zum Tode. Sie lehnt sich mit ihm gegen ihren hart

Gatten auf und verstärkt dadurch Friedrichs Widerspenstigkeit gegen den Vater, durchkreuzt dessen Heiratspläne für Friedrich im Einverständnis mit diesem in gefährlicher Weise und fügt sich schließlich nur in grollender Resignation dem stärkeren Willen ihres Gatten, als dieser den Sohn einkerkert und seine Zwangsheirat zur Bedingung seiner vollen Befreiung macht. Einen erotischen Unterton schwärmerischer Seelenfreundschaft hat höchstens Friedrichs Jugendverhältnis zu seiner gleichgearteten Schwester Wilhelmine, die man insofern der Mutter substituieren könnte. Doch dies Verhältnis erklärt sich besser aus dem Hauptkomplex Friedrichs, dem der erotischen Freundschaft, die hier nur ausnahmsweise ein weibliches Wesen trifft.

Das Thema ist heikel. Es ist schon von Voltaire — aus Rachsucht — und später immer wieder bis auf die jüngste Gegenwart — meist aus politischen Gründen — ausgebeutet und verzerrt worden. Aber gerade deshalb verdient es in einer vorurteilslosen Zeitschrift näheres Eingehen. Die neuesten, sehr gründlichen Untersuchungen von G. B. Volz, einem berufenen Kenner,¹ lassen keinen Zweifel darüber, daß alles, was von der Übertretung von § 175 durch Friedrich den Großen gesagt worden ist, Ausfluß persönlicher Rachsucht Voltaires oder politischer Feindschaft ist; ebenso irrig ist die von dem Hannoverischen Leibarzt Zimmermann aufgebrachte Behauptung, er sei infolge einer Jugendsünde physiologisch verstümmelt gewesen. Ein gleichgeschlechtlicher Eros im ideellen, platonischen Sinne („sexuelle Zwischenstufe“) ist bei ihm jedoch nicht von der Hand zu weisen. Er erklärt seine Kinderlosigkeit, seine völlige Abwendung von der Gattin im Augenblick der Thronbesteigung, seine rein ideelle Jugendverehrung zu der übrigens wohlbehüteten Frau v. Wreech,² sein bloßes Scharmuzieren mit der Barberina, der letzten seiner angeblichen Geliebten.³ Nur als Jüngling zeigt er zeitweise einen lasziven Hang zum weiblichen Geschlecht, der aber bald erlischt. Seine Männerfreund-

1) G. B. Volz, „Friedrich d. G. und seine sittlichen Ankläger“, Forschungen z. Brandenb. u. Preuß. Geschichte, 51, I.

2) Ulrich Graf Schwerin, „Friedrich d. Gr. und Frau v. Wreech“, Berlin 1930 (Schlieffen-Verlag).

3) G. B. Volz, „Aus der Welt Friedrichs d. Gr.“ (Dresden 1922).

schaften dagegen sind lebenslänglich. Der Komplex ist zu wichtig sein ganzes Wesen, um ihn als Brauch des 18. Jahrhunderts kurz abzutun.

Allerdings ist das 18. Jahrhundert nicht nur, wie man es genau hat, das Jahrhundert der Frau und der Galanterie, sondern auch das gefühlsvoller Männerfreundschaften. Auch die deutsche Literatur ist reich daran. In Winckelmann haben wir eine ganz vom antiken Eros erfüllte Gestalt vor Augen; dieser Eros wird für ihm zum Schlüssel für das Verständnis des Altertums und seiner Kunst. Er steht am Anfang der ersten griechischen Kunstgeschichte.

Auch Prinz Heinrich von Preußen, Friedrichs wesensverwandter jüngerer Bruder, steht im Banne dieses Eros. Seine aufgezwungene Ehe bleibt kinderlos; auch er trennt sich dauernd und völlig von seiner Gattin und pflegt Männerfreundschaften. Die Tagebücher des Grafen Lehndorff lassen sogar die Möglichkeit zu, daß dieser Eros nicht rein ideell geblieben ist. Ein anderer Bruder Friedrichs dagegen, der mutmaßliche Thronfolger August Wilhelm, Stammvater der späteren Hohenzollern, zeigt das entgegengesetzte Bild, noch mehr desselben Sohn, der spätere König Friedrich Wilhelm II., nämlich einen unstillbaren Drang zum weiblichen Geschlecht. Und die gleichen Triebkräfte leben wieder auf in den Söhnen von Friedrichs drittem Bruder, den unbedeutenden, kränklichen Ferdinand, den Prinzen Louis Ferdinand und August Wilhelm. Friedrichs Lieblingsschwester Wilhelmine von Bayreuth dagegegen ist gleich ihm geschlechtlich fast indifferent und sucht Ersatz in weiblichen und männlichen Freundschaften. Sie ist hochbegabt, aber offenbar hysterisch und endet, ewig kränkelnd, als pathologische Lügnerin; ihre Memoiren sind im schlimmsten Sinne „Dichtung und Wahrheit“. Wie sind solche Anomalien nach der einen oder anderen Seite, solche Gegensätze unter den Kindern des kraftvollen, sittenstrengen Soldatenkönigs und seiner gesunden, kinderreichen Gattin zu erklären? Mir scheint, durch Inzucht, durch Verwandtenehe; denn wie schon gesagt, sind beide Vetter und Kusine: Friedrichs Großmutter ist Sophie Charlotte von Hannover, seine Mutter deren Nichte Sophie Dorothea von Hannover. Inzucht führt häufig zur genialen Steigerung erbter Anlagen (in Friedrich erstet seine Großmutter wieder, die philosophische Königin, freigeistig, hoch-

musikalisch, rein französisch gebildet, in Freundschaft und schöngeistiger Geselligkeit schwelgend), aber auch zu Anomalien organischer Funktionen. Ich glaube, die Spaltung der Kinder des Soldatenkönigs in heteroerotisch betonte und in freundschaftbetonende findet hier ihre Erklärung.

Doch wir wollen hier nicht nur nach den Anlagen nachspüren, sondern auch erfahren, was die damit Geborenen aus ihnen gemacht haben. Es gibt Menschen genug, die durch ihre Komplexe nur gehemmt werden oder gar an ihnen zu Grunde gehen, statt sie zu nutzen. Insofern bedeutet der Nachweis eines „Komplexes“ bei einem Menschen weiter nichts als eine medizinische Feststellung; erst als Grundlage für eine geniale Leistung erhält er geisteswissenschaftlichen Wert.

Der Freundschaftstrieb führt Friedrich wie Winckelmann zur Antike, freilich mit dem Unterschied, daß Friedrich die Antike durch das Medium des Rokokogeschmacks und die gedanklichen Formulierungen der Rokokozeit hindurch aufnimmt, Winckelmann dagegen als einer der Ersten über das Rokoko hinaus zu unmittelbarer Erfassung des Griechentums vordringt, allerdings nur von der ästhetisch-künstlerischen Seite her, besonders durch die bildende Kunst, wogegen Friedrich die Antike vor allem von der ethischen und Willensseite erlebt, durch die Stoa und das Römertum, obgleich auch die ästhetisch-schöngeistige Seite keineswegs fehlt. Es ist sogar eigenartig zu sehen, wie seine elterlichen Erbmassen sich auf diesem Gebiet scheinbar spalten und dennoch zu unauflöslicher Synthese kommen.¹ Fassen wir die mütterlich-großmütterliche Komponente, Musik, Poesie, Philosophie, schöngeistige Geselligkeit, kurz die Künste des Friedens und die ästhetischen Genüsse, um derentwillen der Vater ihn einen „Querpfeifer und Poeten“ und einen „effeminierten Kerl“ gescholten hatte, unter dem ihm geläufigen Begriff „Epikur“ zusammen, so bleibt als väterliche Komponente seine zweite Wesensseite: Römertum und „Stoa“,

1) Das Streben nach dieser Synthese ist bei ihm durchaus bewußt.

„O hehre Tugend, heilige mein Lied,

Daß Epikur der Stoa sich verbinde;

Ihm leihe Schwung und mache sie gelinde“

heißt es in der Ode an d'Argens über die Schwächen des menschlichen Geistes.

und diese Seite ist, obwohl von der anderen oft verdeckt, die wesentliche und stärkere, denn sie hängt zusammen mit seinem Eros. Der Männerfreund Friedrich, der Sohn des männerschaffenden Soldatenkönigs, ist zugleich der Held Friedrich, der die Ansprache bei Leuthen hält, der Friedrich der Feldlagerhärte, der alte Fritz der Soldatenwürde und der Anekdote, der so ganz anders scheint als der schönggeistige Philosoph von Sanssouci und der doch mit ihm eins ist. Antike Helden- und Freundschaftsideale sind in seinem Geist unzertrennlich; der Freundschaftstempel in Sanssouci — zum Andenken an seine Schwester Wilhelmine — läßt er mit Medaillons antiker Freundespaare schmücken; vor seiner Bibliothek steht im Garten, stets sichtbar, der betende Knabe aus Xanthen, den die damalige Altertumswissenschaft als Antinous, den Liebling Hadrians, ansah. In alledem steht er auf der geistigen Ebene der Athener, die dem gleichgeschlechtlichen Eros huldigten und die Perser bei Marathon schlugen. Aber noch weit mehr ist er den Römern tributpflichtig; als er im Siebenjährigen Kriege vor dem Abgrund steht und mit dem Selbstmord spielt, dichtet er eine Ode auf den römischen Kaiser Otho, der seine Niederlage nicht überlebt. Eros und Thanatos — weiter kann das antike Vorbild nicht gehen.

Zur Verdeutlichung dieser Ausführungen sei noch ein Blick auf Friedrichs Nachfolger geworfen, der die Frauen liebte. Für den „vielgeliebten“ Friedrich Wilhelm II. ist die Frauenliebe, die für Goethe die Krone des Lebens, der tiefste Schöpfungsquell war und ohne die Beyle-Stendhal sich als „Nichts“ fühlte, zum Verhängnis geworden. Obwohl er von Natur stark war, ja eine Bärennatur hatte, wie sein Großvater, der Soldatenkönig, hat das Ewig-Weibliche ihn nicht hingezogen, sondern ihn abgestumpft und entnervt, ihn zu seiner hohen Aufgabe unfähig gemacht und ihn vorzeitig ins Grab gebracht. Seine Liebschaften waren ein Gemisch von Mätressenwirtschaft, Ausschweifung und Werthersentimentalität, mochte ihr Gegenstand eine klug berechnende Mätresse aus dem Volke sein wie die zur Gräfin Lichtenau erhobene Wilhelmine Enke oder eine hingebende, religiös veranlagte Geliebte wie die Hofdame Elisabeth Amalie v. Voß (Gräfin Ingenheim) oder schließlich die intrigante und herrschsüchtige Gräfin Dönhoff, ganz zu schweigen von vielen Seitensprüngen mit minderwertigen Wesen, über die die Geschichte schweigt. Beyle-Stendhal und

Friedrich der Große hingegen haben aus ihren „Komplexen“ — Eros und Vaterhaß — die tiefsten Kräfte ihres Wesens und Wirkens gewonnen.

Das Unbewußte in den Dichtungen Conrad Ferdinand Meyers

Von

Edgar Krebs

I

In seinem Buch „Psychopathologie des Alltagslebens“ stellt Freud gelegentlich die Behauptung auf, daß er mit all seinen Darlegungen nichts anderes auf wissenschaftliche Weise zeigen könne, als was die Dichter schon längst gewußt und in ihren Werken in künstlerischer Form gestaltet hätten. Beispiele, die in den Dramen Shakespeares und Schillers zu finden sind, zeigen, daß diese Dichter sich über den Sinn der Fehlleistungen — in diesen Fällen: des Versprechens — klar gewesen sind und derartige Züge zur Charakterisierung ihrer Gestalten zu verwenden verstanden. Diese intuitive dichterische Kenntnis und Erkenntnis beschränkt sich durchaus nicht auf die Fehlleistungen, sondern erstreckt sich, wie im folgenden an Conrad Ferdinand Meyer gezeigt werden wird, auch auf andere durch die Psychoanalyse gewonnene Einsichten, wenn auch die Fehlleistungen zu dichterischer Verwertung besonders geeignet sind. Es scheint, daß zur Vornahme solcher Erkenntnisse eine besonders empfindliche, feinfühlige, reizbare seelische Veranlagung gehört; je näher ein Dichter der feinen Grenzlinie steht, an der Genie und Wahnsinn sich scheiden, je schwieriger und gefährlicher der Kampf, durch den er sein Werk der drohenden Selbstvernichtung abringt, um so mehr hat er Verständnis für jene dunkeln Gewalten der Tiefe, jene schwer faßbaren Mächte der seelischen Unterwelt, deren klare Erfassung erst die Psychoanalyse ermöglicht hat. Auf kaum einen Dichter treffen diese Voraussetzungen so zu wie auf C. F. Meyer.

Das Leben dieses erblich schwer belasteten Neurotikers ist von Sadger¹ vom psychoanalytisch-medizinischen Standpunkt aus behandelt worden. Aber Sadgers Arbeit bedürfte der Vertiefung und Ergänzung. Es geht nicht an, Leben und Werk, die pathologische und künstlerische Seite von Meyers Wesen unverbunden nebeneinander zu stellen. Vielmehr bliebe noch zu zeigen, in welchem engen Zusammenhang gerade diese beiden Seiten seines Wesens stehen, wie eine solche Veranlagung gerade in einem solchen Werk Ausdruck und Gestaltung suchen mußte, wie das dichterische Schaffen zum Ausweg aus einem scheinbar hoffnungslosen Leben wurde. — Für eine Erzählung Meyers „Die Richterin“, weist Otto Rank in seinem Buch „Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage“² auf diesen engen Zusammenhang zwischen Leben und Werk hin. Diese Novelle, die in kaum verhüllter Form das Inzestproblem behandelt, ist gewiß nicht zufällig das psychologisch am tiefsten schürfende Werk des Dichters. Sie verdient daher eine eingehende Betrachtung. Weitere Abschnitte sollen zeigen, was für ein feines Gefühl Meyer für den Sinn der Fehlleistungen und der Träume hat.

II

Die Richterin

In der Novelle „Die Richterin“ führt uns der Dichter in die Zeit Karls des Großen. In Rätien, dem Gebiet des Hinterrheins, herrscht Stemma, eine Witwe, und führt das Regiment mit kraftvoller Hand. Die Herrschaft einer Frau ist an sich noch nichts Erstaunliches; wohlbekannt ist Hadwig, die Herzogin von Schwaben, die nur wenig später klug, energisch und bildungshungrig auf dem Hohentwiel das Szepter führte, wie es uns Scheffel in seinem Roman „Ekkehard“ nach historisch zuverlässigen Quellen schildert. Aber mit der Herrschaft der Stemma hat es eine besondere Bewandnis: mit wahrer Leidenschaft übt sie die Tätigkeit der Rechtsprechung aus, dies ist ihr die liebste ihrer Obliegenheiten, und allgemein wird sie nur Judicatrix, die Richterin, genannt. Ihr Stiefsohn spottet einmal: „Hat das Weib den Narren gefressen an Spruch und Urteil? Hat es eine krankhafte Lust an Schwur und Zeugnis? Kann es sich nicht ersättigen an Recht und Gericht?“ Und er erhält zur Antwort: „Es ist etwas Wahres daran. Frau Stemma liebt das Richtschwert und befaßt sich gern mit seltenen

1) I. Sadger, C. F. Meyer. Wiesbaden 1908.

2) 2. Aufl. Wien 1926. S. 499 ff.

und verwickelten Fällen. Sie hat einen großen und stets beschäftigten Scharfsinn. Aus wenigen Punkten errät sie den Umriß einer Tat, und ihre feinen Finger enthüllen das Verborgene. Nicht daß auf ihrem Gebiet kein Verbrechen begangen würde, aber gelegnet wird keines, denn der Schuldige glaubt sie allwissend und fühlt sich von ihr durchschaut.“ Hinter dieser Leidenschaft und diesem Spürsinn verbirgt sich ein Geheimnis, und es ist die große Kunst des Dichters, wie er zwar den Leser dieses Geheimnis bald ahnen läßt, wie er es aber nur allmählich enthüllt und erst am Schluß völlig ans Licht bringt. Er tut dies nicht durch langatmige psychologische Analyse des Seelenzustandes der Richterin, sondern durch die Darstellung bedeutungsvoller, oft sinnbildlicher Einzelzüge, es dem Leser überlassend, ihre Bedeutung zu ahnen und ihren Sinn zu deuten.

Auf der Hochzeit Stemmas mit dem Comes Wulf gab es Streit zwischen ihrem Vater, dem Judex, und einem Gast. Der Judex wird erschlagen, der Bräutigam hat die Tat zu rächen. Inzwischen bestattet die Neuvermählte ihren Vater und reitet nach Hause. Nachdem das Rachewerk getan ist, kommt eine Woche später der Gatte heim. Die junge Frau empfängt ihn der Sitte gemäß am Tor und kredenzt ihm in einem alten Becher den Willkommstrunk — sie kredenzt ihm im eigentlichen Sinne des Wortes: kredenzen bedeutet ja etwas beglaubigen, nämlich hier die Ungefährlichkeit des Trankes, und zwar dadurch, daß man selber vorkostet. Frau Stemma also nimmt erst aus dem Becher drei herzhafte Schlücke, darauf nimmt der Comes den Becher, leert ihn, durstig wie er nach dem langen Wege ist, auf einen Zug und — bricht tot zusammen. Dies ist vor hundert Zeugen, die den Burghof füllten, am hellerlichten Tage geschehen; keiner kann die Frau verdächtigen; jeder muß annehmen, daß nach der Anstrengung des Rittes, der Erhitzung, der unterwegs schon durch manchen Trunk begegnet worden war, der Willkommstrunk dem nicht mehr jungen Manne einen plötzlichen, aber natürlichen Tod gebracht habe. Alle geben sich auch damit zufrieden, alle — nur Stemma nicht. Der Verstorbene hat aus einer früheren Ehe einen Sohn Wulfrin, der schon lange vor der neuerlichen Vermählung seines Vaters noch als Knabe von Haus ausgerissen und in den Dienst König Karls getreten ist. Als er mündig geworden ist, läßt die Richterin ihn durch einen Boten auffordern, auf ihren Sitz Malmort zu kommen; sie wolle sich vor ihm rechtfertigen und von dem Verdacht reinigen, den nach ihrer Meinung Wulfrin wegen jenes Vorfalles gegen sie hegen müsse. Aber Wulfrin

ist gar nicht mißtrauisch und will nicht kommen, obwohl König Ka selbst es ihm befiehlt. Durch eine Verkettung von Umständen ab gelangt er doch nach Malmort und erfüllt unmutig das Begehren der Stiefmutter. Er verliebt sich hier in seine Stiefschwester Palma Novella Stemmas Tochter, das nachgeborene Kind seines Vaters. Der furchtbare Konflikt löst sich dadurch, daß sich herausstellt, Palma Novella ist gar nicht seine Schwester. Vielmehr hat Stemma doch ihren Gemahl vergiftet, sie selbst blieb verschont, weil sie vorher ein Gegengift genommen hatte; und der Grund für ihre Tat war der, daß sie aus einer Liebschaft mit einem Kleriker ein Kind, eben Palma Novella unter dem Herzen trug und sich deshalb von ihrem angetrauten Mann nicht berühren lassen wollte.

Frau Stemma hat also einen Mord begangen und möchte diese Tatsache am liebsten aus der Welt schaffen, und wenn nicht die Tatsache selbst, so wenigstens das Wissen darum und den Druck, welchen der Gedanke daran auf sie ausübt, die Furcht, daß der wahre Sachverhalt doch noch entdeckt werden könnte. Wir finden bei ihr jene bekannte Zerspaltung der Persönlichkeit in einen verdrängenden und einen verdrängten Teil. Das unterdrückte Wissen läßt sich diese Auslöschung nicht gefallen, es wird zum Gewissen und sucht gegen den bewußten Willen Stemmas sich durchzusetzen. Wulfrin soll seiner Stiefmutter ausdrücklich ihre Unschuld bezeugen, damit sie auch von dieser Seite her nichts mehr zu befürchten habe, — und es ist ein dichterisch feiner Zug, daß gerade seine Anwesenheit, die sie selbst zu ihrer völligen Entlastung gewünscht hat, alles ans Licht bringt. Hat sie vielleicht selbst im tiefsten Unbewußten sogar gewünscht, daß es so kommen möge? Hat sie mit der Gefahr gespielt nur halb, um ihr zu entgehn, halb aber auch, um im Gegenteil von ihr gepackt und vernichtet zu werden? Freude daran, Handel zu schlichten, hatte Stemma als Kind eines Richters zwar auch schon vor ihrer Verheiratung, doch ist diese übermäßige Ausbildung einer vorhandenen Anlage, diese dauernde Übung ihres Scharfsinnes in Rechtsfällen nur zu verstehen als Äußerung ihres Gewissens, eine Überkompensation ihrer verdienten, aber nicht vollzogenen Strafe: in jedem Urteil, das sie spricht, verurteilt sie sich selbst.

Nur einmal weigert sie sich, einer Untergebenen das Urteil zu sprechen, und der Leser ahnt, warum. Faustine, dies ist der Name der Sünderin, hat ihren Mann vergiftet, weil sie vor der Hochzeit schon einem andern angehört hatte und ein Ungebornes sich in ihr regte;

sie hat also dasselbe Verbrechen begangen, dessen ihre Herrin schuldig ist. Die Weigerung der Richterin, hier ihres Amtes zu walten, ist kein Widerspruch zu der eben gegebenen Deutung ihrer richterlichen Tätigkeit, sondern eine Bestätigung dafür: denn nur so lange ihr die Zusammenhänge nicht zum Bewußtsein kommen, sind sie wirksam. Die Vorliebe für die Rechtsprechung wirkt als dunkler Drang, dessen Sinn nicht der Frau Stemma, sondern nur uns deutlich wird. Bei Faustine handelt es sich um ein Verbrechen, dessen Ähnlichkeit mit ihrer eigenen Tat der Richterin nicht verborgen bleiben kann; deutlich wäre also hier für ihr eigenes Bewußtsein die Selbstverurteilung. Da ihr bewußter Wille aber auf Selbsterhaltung gerichtet ist, sucht sie Vorwände, um sich ihrem Amte in diesem Falle zu entziehen, und schickt Faustine zum Bischof nach Chur.

Frau Stemma bildet infolge ihres seelischen Zustandes ihre richterlichen Fähigkeiten aufs höchste aus; besonders hochwertige Leistung als Folge einer Verdrängung — diese Erkenntnis hat der Dichter hier der Psychoanalyse vorausgeahnt. Hat man diese Beziehung erkannt und das verwickelte Seelenleben Stemmas von diesem Mittelpunkt her erfaßt, so erscheint manche Einzelheit in neuem Licht; erst dann wird auch die Fehlleistung in ihrer ganzen Bedeutung klar, welche der Dichter die Richterin begehen läßt, nachdem sie das überraschende Geständnis ihrer Untergebenen vernommen. Als sie Faustine fortgeschickt hat, versinkt sie in Erinnerungen an die Vergangenheit und holt aus sicherem Verschuß zwei Kristallfläschchen hervor. „Antidoton“, Gegengift, steht auf dem einen, ein eingeritztes Schlänglein auf dem andern gibt zu erkennen, daß es Gift enthält. Nach alter Gewohnheit spielt sie mit beiden Gefäßen, legt dann das eine unter ihren Fuß und zertritt es auf den steinernen Fliesen zu Scherben. Sie glaubt, das Giftfläschchen zuerst zertreten zu haben; als sie aber auch den zweiten Kristall unter die Sohle legen will, zeigt es sich, daß sie sich zwischen den Gläsern geirrt hatte: das mit dem Gift hält sie noch in der Hand. Kopfschüttelnd legt sie auch dies unter ihre Ferse, doch das festere Glas widersteht hartnäckig. Sie ergreift es wieder, und schon hebt sie den Arm, um es an der Wand zu zerschmettern, da hält sie inne, aus Furcht, mit dem klirrenden Wurf den Schlummer ihrer Tochter zu stören; oder mit einem andern Gedanken birgt sie es sorgfältig in dem weiten Busen ihres Gewandes.

Der Dichter überläßt es uns, diesen Gedanken zu erraten. „Ich will das Gift doch lieber aufheben, so etwa mag es der Richterin durch

den Kopf geschossen sein, denn wer weiß, vielleicht bedarf ich seine noch einmal für mich selber.“ Dieser Gedanke kommt ihr erst nach ihrem Irrtum; aber wir werden schon diesen Irrtum nicht für zufällig oder belanglos halten. In ihm kommt vielmehr bereits zum Ausdruck, was sich gleich darauf zum bewußten Gedanken klärt. Im Hintergrund steht die Ahnung und der unbewußte Wunsch, das Gift möge einmal dazu dienen, daß sie damit die Sühne der Untat an sich selbst vollziehe, wie es zuletzt auch wirklich geschieht. Eine aufschlußreiche Verwechslung also, die den aufmerksamen Leser die innere Unsicherheit und Zwiespältigkeit der stolzen und scheinbar so selbstgewissen Frau erkennen läßt, lange bevor die Entwicklung der Begebenheiten sie zwingt, das Verborgene vor aller Welt zu bekennen.

III

Die Fehlleistungen

Schon die Analyse der „Richterin“ zeigte, mit welchem Verständnis und welcher Kunst der Dichter eine Fehlleistung in die Handlung zu verflechten weiß. Auch in seinen übrigen Werken bietet er eine große Erfindungskraft auf, um durch die Darstellung mannigfaltiger, immer der Situation entsprechender Fehlleistungen seine künstlerischen Ausdrucksmittel zu bereichern.

Die Novelle „Das Amulett“ spielt in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, also im Zeitalter der Religionskriege. Ein junger verwaister Schweizer namens Schadau wächst bei seinem Oheim am Bieler See auf. Sobald er das 17. Lebensjahr vollendet hat, soll er in Frankreich Kriegsdienste nehmen; dort ist der Ausbruch eines neuen Krieges gegen Spanien zu erwarten. Die Vorbereitung des jungen Schweizers auf seine militärische Laufbahn kann in der ländlichen Abgeschiedenheit nicht mit der wünschenswerten Gründlichkeit durchgeführt werden, und so kommt es ihm sehr gelegen, als ein Fremder dort vorspricht und sich erbieht, ihm Fechtunterricht zu geben und damit eine schmerzlich empfundene Lücke in seiner Ausbildung auszufüllen. Bald aber bekommt der Oheim durch ein amtliches Schreiben die Mitteilung, daß der Fremde vermutlich identisch mit einem Manne sei, der in Stuttgart sein Weib aus Eifersucht erstochen habe. Der Oheim wird aufgefordert, selbst ein erstes Verhör vorzunehmen und den Fremden zu verhaften, falls der Verdacht sich bestätigt. Als der junge Schadau,

der mit dem Oheim zusammen im Garten frühstückt, das Schreiben gelesen hat, ist er ebenfalls entschlossen, den Verdächtigen festzunehmen, den er ohne weiteres für den Übeltäter hält; hat doch der Fremde von Anfang an einen unsympathischen Eindruck auf ihn gemacht, über den er sich nur des guten Zweckes wegen hinweggesetzt hat. Als Schadau von der Lektüre des Aktenstückes einmal aufblickt, sieht er den Fechtmeister am Fenster seines Zimmers damit beschäftigt, eine Klinge zu putzen, und unwillkürlich erhebt er das Schrifstück in der Weise, daß jenem das große rote Amtssiegel sichtbar wird — „seinem Schicksal eine kleine Frist gebend, ihn zu retten.“ Denn als er kurz darauf mit dem Alten zu dem Fremden hinaufsteigt, finden beide das Nest leer und sehen in der Ferne einen Reiter davongaloppieren — der Geistesgegenwärtige hatte dem Boten, welcher seinen Verhaftungsbefehl überbracht, das Roß entwendet und sich darauf gerettet.

Wir sehen hier in der Seele Schadaus zwei einander entgegengesetzte Absichten wirksam: sich seiner Pflicht bewußt, will er dem amtlichen Auftrag gehorchen, aber er muß dazu erst eine Stimme seines Innern unterdrücken, welche ihm zuflüstert: laß den Fremden laufen! Von diesem Kampf weiß Schadau nichts, so völlig steht es für ihn außer Frage, daß er den Weg des Rechtes zu gehen hat; dennoch hat dieser Kampf stattgefunden und nicht mit dem völligen Siege der rechten Auffassung geendet. Die im Unbewußten niedergehaltene Bestrebung bricht in der Gebärde durch, womit der Schweizer dem Fremden das Siegel sichtbar macht und ihn so warnt, — „unwillkürlich“ geschieht dies, wie der Dichter ausdrücklich hinzusetzt, d. h. unbewußt, ja gegen den bewußten Willen des Handelnden. Für die im Unbewußten zurückgehaltene Absicht, den Mörder laufen zu lassen, ist eine Begründung nicht schwer zu finden. Es ist ja nie angenehm, mit der Polizei zu tun zu haben, und die Scherereien, die mit dem Verhör, der Verhaftung und Auslieferung eines Mörders verbunden sind, sind gewiß nicht erquicklich; dazu kommt die Abneigung, die der Fremde von Anfang an erweckt. Beides verbindet sich zu der Tendenz, diesen unheimlichen Gast so schnell wie möglich und ohne sich Unannehmlichkeiten aufzuladen, wieder los zu werden. Wir erfahren von dieser unbewußten Tendenz erst durch die Fehlhandlung. Das ist ja gerade die Aufgabe des Dichters, Unsichtbares sichtbar zu machen, seelischem Geschehen Gestalt und Gebärde zu schaffen. Und die Fehlleistungen sind deshalb so geeignet, ihm hierbei als Ausdrucks-

mittel zu dienen, weil sie dasselbe tun: sie enthüllen etwas Verborgenes, so daß vor aller Augen liegt, was der Träger des Geschehens sogar vor sich selber oft nicht wahr haben will.

In der Erzählung „Das Leiden eines Knaben“ behandelt der Dichter das Schicksal des jungen Julian Boufflers, welcher der Sohn des Marschalls Boufflers aus seiner ersten Ehe war. Er war ein hübsches, aber gänzlich unbegabtes Kind. Der Vater war sich nicht darüber klar, daß die Anlagen seines Sohnes weit unter Durchschnitt waren, und auch als er ihn zum Unterricht in ein Jesuitenkollegium gegeben hatte, geschah zunächst nichts, um den tief in Geschäften steckenden Mann darüber aufzuklären. Denn der Knabe war rührend fleißig, und die lehrenden Väter nahmen der Sitte der Zeit entsprechend auf seine vornehme Abstammung die gebührende Rücksicht. Aber unseligerweise zieht sich der Marschall, ohne es zu wissen, den Zorn der Jesuiten zu, und diese lassen den Knaben ihren heimlichen Groll entgelten. Sie bedecken nicht mehr wohlwollend seine geistige Blöße, und das Kind, von einem verzweifelten Ehrgeiz gepackt, zermartert Geist und Körper, bis seine Gesundheit untergraben ist und eine Züchtigung, welche ihm ungerechterweise von den frommen Vätern verabfolgt wird, ihm vollends den Rest gibt. Fagon, der Leibarzt Ludwigs XIV., hatte der Mutter des Jungen auf dem Totenbette versprochen, sich seiner anzunehmen und über ihm zu wachen; aber der Marschall war für die Warnungen dieses klugen und treuen Mannes unzugänglich geblieben. Durch Fagon wurde Julian mit dem Tiermaler Mouton bekannt, und Fagon bemerkt eines Tages zu seiner Überraschung, daß Mouton den Knaben in die Geheimnisse des Zeichnens und Malens eingeführt hat. Zwar waren seine Leistungen auch auf diesem Gebiet nicht bedeutend, aber schon die geringen Erfolge, die selbständige oder scheinbar selbständige Tätigkeit, — denn natürlich gelang ihm nichts ohne die Hilfe des Lehrers, — schon dies hob sein Selbstgefühl und machte ihn glücklich.

Eines Tages läßt Fagon sich in der Orangerie von seinem Schützling dessen Zeichnungen zeigen und findet dabei auch ein von Mouton gezeichnetes Blatt. Es enthält die Parodie einer ovidischen Szene: Pentheus, der jugendliche König von Theben, hat vergeblich versucht, die zügellosen Feste der Frauen zu Ehren des Bacchus zu verhindern; er wird von den zu rasenden Mänaden Gewordenen verfolgt, und um ihn zu verderben, läßt Bacchus, der grausame Gott, ein senkrechtes Gebirge vor ihm in die Höhe wachsen. Der fliehende König aber

trägt die Züge Julians; er wendet den Kopf mit einem Ausdruck tödlicher Angst nach den ihm nachjagenden Gespenstern, — eines dieser Scheusale trägt einen langen Jesuitenhut auf dem geschorenen Schädel und einen Folianten in der Hand, und die Felswand, wüst und unerklösterbar, scheint wie ein finsternes Schicksal emporzuwachsen. „Ich steckte, so berichtet Fagon, das Blatt unwillkürlich, um es zu verbergen, in die Mitte der Blätterschicht, bevor ich diese in die Mappe schob.“ Später begleitet er seinen Schützling bis an die Gartenpforte und kehrt dann zu seiner Lieblingsbank zurück. „Als ich, erzählt er nun weiter, als ich die liegen gebliebene Mappe nochmals öffnend, den Inhalt zurecht schüttelte, da, siehe! lag der Pentheus mit der grausigen Felswand obenauf, den ich geschworen hätte, in die Mitte der Blätter geschoben zu haben . . .“

Fagon also hat in Wirklichkeit etwas anderes getan, als er tun wollte, und beides, Absicht und Tat, hat einen starken Ausdruckswert: er wollte das Blatt in die Mitte der Blätterschicht schieben und damit zum Ausdruck bringen: ich will die unbarmherzige Zeichnung barmherzig verbergen, die Dummheit, die dem jungen Menschen das Leben schwer macht, nicht ans Tageslicht kommen lassen — und er hat unwillkürlich die Zeichnung doch obenauf gelegt und durch diese Fehlhandlung zum Ausdruck gebracht, was seine vergeblich zurückgedrängte Überzeugung ist: Julians Dummheit ist so groß, daß sie sich nicht verheimlichen und vertuschen läßt. Es lag ein Widerspruch vor zwischen dem Anschein, den er erwecken wollte, und der Wahrheit, die er wenigstens vor den Augen der Welt schonend zu verhüllen versuchte. Aber diese Verleugnung, diese Zurückdrängung seiner innersten Überzeugung gelingt nicht ganz, die wahre Meinung sucht sich ohne Wissen ihres Trägers einen Ausweg. Der Dichter aber zeigt uns durch diesen Vorgang so deutlich, wie es auf keine andere Weise möglich wäre, die ganze erschreckende Armseligkeit des kindlichen Geistes. Wie hoffnungslos muß es damit bestellt sein, wenn selbst dem Mann, der es mit dem Knaben am besten meint, nicht einmal eine so harmlose Bemäntelung gelingt!

In einer andern seiner Erzählungen schildert uns Meyer, wie an Pescara, dem Feldherrn Kaiser Karls V., die Versuchung des Verrates herantritt. Im kaiserlichen Heere dient schon ein Verräter: der Konnetable Karl von Bourbon. Dieser mächtigste Vasall Frankreichs war 1522 auf die Seite des Kaisers übergetreten, da er sich von seinem Könige zurückgesetzt und in seinen Erbansprüchen bedroht fühlte. Ihm

wurde nicht nur seiner glänzenden militärischen Fähigkeiten wegen eine bedeutende Stellung eingeräumt, sondern er wurde auch mit hoher Auszeichnung behandelt, und Pescara begegnete ihm „mit der feinsten Mischung aus Kollegialität und Ehrerbietung.“ Denn vielleicht hatte er, so sagt der Dichter, „in diesem Zerrütteten, der sich selbst verfluchend sein Vaterland mit fremden Waffen verwüstete, den unsprünghchen und unzerstörbaren Adel erkannt“. Daß der Bourbon ein innerlich zerrütteter Mensch ist, wird freilich nach außen hin nicht sichtbar, denn er beherrscht sich selber vollkommen, selbst die leises Anspielung auf seinen Übertritt sich und damit auch allen übrigen untersagend. „Niemand, sogar der Vornehmste nicht, hätte es gewagt, den stolzen Mann auch nur mit einer Miene an seine Tat zu erinnern. Aber mit einem einzigen, unscheinbaren Zuge leuchtet der Dichter tiefer hinab in die qualvolle Zerrissenheit dieser Seele.

In einem Gespräch zwischen Pescara und dem Konnetable kommt ein Zusammenstoß zur Sprache, den dieser kürzlich mit seinem Ministerfeldherrn Leyva aus einem nichtigen Anlaß auf offenem Markte gehabt hat. „Das war nicht gut, sagt Pescara, das war beklagenswert, das darf sich nicht wiederholen, ich bitte Euch darum.“ Darauf der Herzog: „Der Anlaß war nicht der Rede wert, aber — —.“ Und Pescara: „Das schlimmste Wort, das Leyva gebraucht hat, war, nach Zeugen zu erlassen, er lasse sich nichts bieten von einem Vornehmen, und Ihr zoget und Eure Leute müßten Euch halten.“ „O, flüsterte der Herzog, von einem Vornehmen? Ich habe feine Ohren. Es war ein anderes Wort . . . das ich dem Kaiser und dem Papst in die Kehle zurückstieß!“ „Ein anderes Wort?“ sagte Pescara, um seine Frage sogleich zu bereuen, da er den Herzog erbleichen und völlig fahl werden sah. Er erriet, daß der alte Leyva gemurrt, er lasse sich nichts bieten von einem Verräter, oder daß das wunde Gewissen des Bourbon es so verstanden hatte.“

Wir werden uns im Sinne des Dichters für die zweite Möglichkeit entscheiden und erkennen leicht den Zwiespalt in der Brust des Franzosen, der zu seiner „Fehlleistung“ geführt hat: der Teil seines Ichs, der den Verrat begangen hat, ihn billigt und dauernd zu rechtfertigen sucht, liegt in ständigem Kampf mit dem andern Teil seines Selbst, der diesen Verrat verurteilt, sich durch ihn entehrt fühlt und sich durch nichts von seiner Rechtmäßigkeit überzeugen läßt. Und der Dichter nennt diesen unbestechlichen Richter in des Herzogs eigener Brust auch beim rechten Namen: das Gewissen. Der Bourbone hat gehört

— nicht, was gesprochen worden ist, sondern wovon er fürchtete, daß es gesprochen werden könnte. Der gleiche Anlaut der beiden verhörten Wörter — Vornehmer und Verräter — wird das Zustandekommen seines Irrtums begünstigt haben. Und er hat nicht feine Ohren, wie er sich rühmt, sondern in diesem Verhören zeigt sich sein wundes Gewissen, das durch keine äußeren Ehren und Erfolge, durch kein rück-sichtsvolles Schweigen beschwichtigt werden kann. In dieser Fehlleistung offenbart es sich, wie wenig es ihm gelungen ist, auch innerlich seine Tat totzuschweigen; sie zeigt uns wie eine plötzlich emporzuckende Flamme vielmehr den wahren Zustand seines ruhelosen Innern.

IV Die Träume

Eine ähnliche Bedeutung wie die Fehlleistungen haben für den Dichter die Träume; auch sie lassen in Tiefen der Seele schauen, in die der beobachtende Blick sonst nicht hinabdringen kann. Es ist also von vornherein zu vermuten, daß ein Dichter von der Feinfühligkeit Meyers auch diesen Gebilden ihren Sinn abgelauscht und auch sie in den Dienst seiner künstlerischen Absichten gestellt haben wird. Und in der Tat gibt es kaum ein größeres Werk von ihm, worin uns nicht die Träume seiner Gestalten geschildert werden. Zwei besonders klare Beispiele mögen zeigen, wie nahe seine Auffassung des Traumes der Freudschen Auffassung kommt und wie der Dichter auch hier tiefe Seelenkenntnis und dichterisches Gestaltungsvermögen in gleichem Maße bewährt.

In der Novelle „Gustav Adolfs Page“ wird berichtet, wie die junge Gustel Leubelfing, ein Nürnberger Kind, Page des Schwedenkönigs Gustav Adolf wird, der in den großen Krieg in Deutschland eingegriffen hat und damals auf der Höhe seiner Macht und seines Ruhmes steht. Gustel ist glücklich, unerkannt dem verehrten, ja geliebten König folgen zu können; aber dieses Glück ist teuer erkauft. Denn nicht nur kann irgend ein unvorhersehbarer Zufall jeden Augenblick dem Pagen die Entdeckung seines wahren Geschlechtes bringen und damit ein schmachvolles Ende seines Abenteuers, sondern ihn drückt auch das Bewußtsein nieder, den König in einer dauernden Täuschung erhalten zu müssen, zumal er weiß, wie streng Gustav Adolf über alle Verstellung und Heuchelei urteilt. In dieser Lage macht sich das tollkühne Mädchen mit dem Gedanken an das Sterben vertraut; der Tod scheint ihr der gegebene Ausweg aus dieser Sackgasse. Da-

bei geht ihr eine seltsame Ähnlichkeit mit dem König auf; der König lebt ebenfalls mit dem Tod auf vertrautem Fuß, ja er scheint geradezu zu suchen. Durch die dünne Wand hört Leubelfing einm in der Nacht den König Gott darum bestürmen, ihn im Vollw hinwegzunehmen, wenn seine Stunde da sei, bevor er ein Unnötig oder Unmöglicher werde. Die Lauscherin ist beglückt über diese Ähnlichkeit ihres kleinen mit diesem großen Lose, denn alles, was i mit dem König gemeinsam ist, beseligt sie schon deswegen. Und diesem Augenblick findet sie noch eine andere, eine äußerliche Gemeinsamkeit: seit sie beim Heere ist, hat sie den Vornamen August angenommen, und nun beendet die gleiche Silbe ihren Namen und beginnt den des Königs. Über diesem „albernen Kindergedanken“, w der Dichter ihn bezeichnet, schläft sie ein. Gewiß hat der Dichter recht, diesen Gedanken „albern“ zu nennen, denn er bezeichnet eine rein äußerliche Verknüpfung, und für eine Gemeinsamkeit des Schicksals, für eine auch innere Verbundenheit ist damit noch keinerlei Bürgschaft gegeben. Aber wie fein ist diese Ideen-Assoziation, die unbewußte Bewegung des menschlichen Geistes beobachtet! Wer sich innerlich einem andern verbunden fühlt, sucht unwillkürlich dafür auch in der Welt der äußeren Erscheinung einen Ausdruck, eine Bestätigung zu finden, und wenn er noch so gewaltsam oder „albern“ dabei verfahren mußte.

Page Leubelfing also schläft ein, aber er träumt schlecht, „denn“, sagt der Dichter, er träumte mit seinem Gewissen. In den richtenden Bildern, welche vor seinen Traumaugen aufstiegen, geschah es bald, daß der König den Entdeckten mit flammendem Blick und verurteilender Gebärde von sich wies, bald verjagte ihn die Königin mit einem Besenstiel und den derbsten Scheltworten, wie die gebildete Frau solche am Tage nie über die Lippen ließ, ja welche sie wohl garnicht kannte.“ — „Er träumte mit seinem Gewissen“ — diese klare und knappe, geradezu klassische Formulierung hat Gültigkeit für alle Träume. Das Wesen des Traumes ist Wunscherfüllung; aber nur dem Kind, welches noch ganz aus dem Instinkt heraus lebt und bei dem die sittliche Erkenntnis und das richtende sittliche Bewußtsein noch nicht erwacht ist, nur dem Kind ist eine unbeeinträchtigte Wunscherfüllung im Traume möglich. Der Erwachsene „träumt mit seinem Gewissen“ und wird erschüttert und gepeinigt durch den Kampf, der sich im Traum zwischen seinen ungezügelten Begierden und seinem auch im Schlaf nicht schlafenden Gewissen abspielt.

Der Dichter berichtet uns noch einen andern Traum des Pagen. Einmal träumte er, „seine Fuchsstute gehe mit ihm durch und rase durch eine nackte von einer zornigen Spätglut gerötete Gegend einer Schlucht zu, der König setze ihm nach, er aber stürze vor den Augen seines Retters oder Verfolgers in die zerschmetternde Tiefe, von einem höllischen Gelächter umklungen.“ Der Dichter kennt den sexuellen Sinn des Verfolgungstraumes und, was noch bemerkenswerter ist, er setzt ein unmittelbares Verständnis dieses Sinnes auch bei seinen Lesern voraus. So gibt ihm dieser Traum die Möglichkeit, auf zarte und verhüllte und doch eindringliche Weise zu zeigen, wie stark Leubelfings Zuneigung zum Könige und welches das letzte Ziel seiner Wünsche ist. Und noch in der „zornigen“ Spätglut und dem „höllischen“ Gelächter läßt er die Stimme des unermüdlichen Gewissens aufklingen.

Von den Gedichten gibt das „Einsiedel“ überschriebene die Darstellung eines Traumerlebnisses:

„Was pocht mir an das Fenster?
Was klopft an meine Tür so laut?“
— — „Ich bin ein junger Wildfang
Und naß bis auf die Haut.

Ich bin der Gerold Wendel,
Wir ziehen an den Hof zu zwein,
Der andre ist ein Konrad
Und nennt sich Lützelstein.

Der duckt sich etwo anders
Vor Blitzgezuck und Wetterzorn
Und bläst mich morgen munter
Mit seinem Jägerhorn.

Einsiedel, frommer Bruder,
Ihr sehet, wie es um mich steht!
Gewährt mir Euer Lager
Und sprecht mein Nachtgebet!“

Er lallt es, halb entschlummert,
Und streckt die Glieder aus zur Ruh,
Einsiedel deckt sein Lämpchen
Mit beiden Händen zu.

„Wie lieblich ist die Jugend!
Hätt ich ein Füllhorn voller Glück,
Ich leert es dir zu Häupten,
Es bliebe nichts zurück.“

Der Schlummrer wird zum Träumer,
In hast'gen Worten redet er,
Lacht, weint in einem Atem
Und wirft sich hin und her.

— — „Ich habe Blut vergossen!“
Einsiedel faßt besorgt ihn an.
„Du träumst nicht gut. Erwache!
Die Augen aufgetan!“

Er starrt mit wilden Blicken.
„Mein Kind, wie hast du mich erschreckt!“
— — „Einsiedel, frommer Bruder,
Ich bin mit Blut bedeckt.

Wir saßen unter Linden,
Ich und der Konrad Lützelstein,
Ein Fräulein von dem Hofe
Bot lachend uns den Wein.

Sie streift' mich mit dem Ärmel,
Die binsenschlank gewachsen war,
Sie hatte schnelle Augen
Und aschenblondes Haar.

Sie streift mich mit der Achsel
Und lispelt mir ins Ohr hinein:
„Wilt, junger Edelknabe,
Mein Trautgeselle sein?“

Da schwang man einen Reigen,
Sie reigte mit dem Lützelstein —
,Wilt, junger Edelknabe,
Mein Trautgeselle sein?'

Mir schwoll die Brust vor Eifer,
Ein Hader reißt die Klingen bloß —
,Herzbruder, mein Herzbruder,
Gabst mir den Todesstoß!'

Einsiedel mahnt: „Erwache!“
Und schiebt zurück sein Fensterlein.
Da strömt mit Tannendüften
Ein Erdgeruch herein.

Und horch, ein Hifthorn schmettert
Und eine frische Stimme schallt:
„Wo steckt der Gerold Wendel?
Den such ich durch den Wald!“

Im Traum, den Gerold Wendel noch halb im Schlaf dem erschreckten Einsiedler erzählt, hat er seinen Gesellen aus Eifersucht ermordet. Erst der Erdgeruch des Morgens, die frische Stimme Konrads reißt ihn völlig aus seinem Traum und befreit ihn von dem Alpdruck seines Traumerlebnisses. Denn auch er hat mit seinem Gewissen geträumt. Das nächtliche Schreckbild zeigt ihm selbst, daß auf dem Grunde seines Herzens die Eifersucht lauert, die den Tod des Nebenbuhlers wünscht, auch wenn er der beste Freund ist. Noch ist die Eifersucht grundlos, denn die beiden ziehen ja gerade erst an den Hof. Das nächtliche Trugbild reißt Abgründe seines Wesens auf, von denen Gerold Wendel wohl selbst nichts gewußt hat; vielleicht wird es für ihn zugleich eine Warnung sein: so aufgerüttelt, werden der bewußte Wille und das wache Gewissen seine Leidenschaft im Zaume halten und sie werden zu verhindern wissen, daß aus dem Schreckbild Wirklichkeit wird. Wie aufwühlend aber der Kampf zwischen den beiden Seelen in seiner Brust war, wie stark beide Parteien, das stand während des Traumes auf seinem Gesichte zu lesen: er lachte und weinte in einem Atem. Und der Preis der Jugend und ihrer Lieblichkeit aus Einsiedels Mund bekommt fast einen ironischen Sinn. Voll dumpfer Leidenschaft, voll unheimlicher Abgründe ist gerade das Seelenleben der Jugend, und nicht immer ist ein frommer Einsiedler zur Stelle, der das Fenster zurückschiebt und den befreienden Erdgeruch des Morgens einläßt.

*

Die Dichter haben der Psychoanalyse manche Einsichten vorweggenommen; so kommt von ihrer Seite eine willkommene Bestätigung der neuen Erkenntnisse. Und die Psychoanalyse gibt den Dichtern zurück: sie vermag vielfach zu einem vertieften Verständnis der Dichtung beizutragen.

Eine obszöne Gebärde der heiligen Teresa

Vortrag in der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft, Berlin am 6. Mai 1930

Von

Angel Garma

Madrid

Teresa de Jesus (1515—1582) ist die bedeutungsvollste Heilige Spaniens. Um Ihnen ein Beispiel von der Hochschätzung zu geben, welche die heilige Teresa in der ganzen katholischen Welt genießt, brauche ich nur den Bericht über ihre Heiligsprechung zu zitieren, wie er von den Auditoren der römischen Rota erstattet wurde. Darin werden 85 der angesehensten und gelehrtesten Patres angeführt. Sie alle „... approbieren nicht nur die in den Büchern der heiligen Teresa erhaltene Lehre, welche sie mit wunderbaren Lobsprüchen erheben, als eine heilige und katholische, sondern, was noch mehr ist, einige derselben urteilen und glauben, diese Lehre sei der seligen Teresa mittelst des Gebetes und ihres so vertrauten Umganges mit der göttlichen Majestät von Gott eingegossen und vom Allerhöchsten selbst gegeben worden...“ Mehrere Zeugen fügen hinzu, diese selige Jungfrau werde mit Recht wegen des ihr von Gott eingegossenen Wissens mit einer Taube über ihrem Haupte abgebildet, weil ihr in dieser Gestalt, wie sie selbst sagt, der heilige Geist erschien, und ihr Geist zu einer Verzückung mit überaus großem Genuß der Glorie hingerissen wurde. Dazu komme noch, daß sie oft, während sie diese Bücher verfaßte, mit glänzendem Angesicht gesehen wurde, dieselben mit der größten Schnelligkeit schreibend. Von den gelehrten Patres wurde dies als ein deutliches Zeichen dafür aufgefaßt, daß der heilige Geist ihr unmittelbar diktierte.

In der Heiligsprechungsbulle der seraphischen Jungfrau sagt der Papst Gregor XV. folgendes: „Unter den übrigen Tugenden aber, worin sie wie eine von Gott geschmückte Braut sich wunderbar auszeichnete, strahlte die unversehrteste Keuschheit hervor, die sie so vortrefflich pflegte, daß sie nicht nur dem von der Kindheit gefaßten Vorsatze, die Jungfräulichkeit zu bewahren, treu blieb bis zum Tode, sondern daß sie auch an Leib und Herz eine von jedem Makel freie englische Reinheit bewahrte.“

Es kann nicht meine Absicht sein, hier ein biographisches Bild der Heiligen zu geben. Zu Orientierungszwecken sei nur daran erinnert, daß die heilige Teresa im Jahre 1515 in Avila, einer kleinen Stadt in der Nähe von Madrid, geboren wurde. Sie entstammte einer adeligen, aber armen Familie. Ihr religiöses Interesse scheint früh erwacht zu sein. In ihrer Autobiographie er-

zählt sie, daß sie im zarten Alter von sieben Jahren mit ihrem Bruder Rodrigo das Vaterhaus verließ, um die Bekehrung der Mauren zu unternehmen. Doch wurden sie von einem Onkel wieder zum Vater zurückgeschickt.

Mit sechzehn Jahren ging sie in das Kloster der Karmeliterinnen ihrer Vaterstadt. Dort erkrankte sie, als sie 19 Jahre alt war. Ihrer Schilderung gemäß war sie von Konvulsionen ergriffen, und zwar „derart, daß man einen Tobsuchtsanfall hätte befürchten können, ihre Zunge war durch fortwährende Beißen fast in Stücke gerissen, oft verlor sie das Bewußtsein“. Sie erlitt schmerzhaft Kontrakturen. Ihrer Schilderung nach zogen die Nervenstränge sich zusammen, aber mit so unerträglichen Schmerzen, daß sie weder bei Tage noch bei Nacht einen Augenblick Ruhe fand, dazu kam dann eine tiefe Traurigkeit. Darauf verfiel sie in eine schwere Lethargie, die drei bis vier Tage dauerte. Aus diesem Zustand ging sie mit einer permanenten Kontraktur im ganzen Körper, wie sie es bezeichnet, hervor. Diese Kontraktur wurde von einer Paralyse abgelöst. Die Krankheit verschwand erst nach drei Jahren durch die Kraft eines inbrünstigen Gebetes, das sie an den heiligen Joseph richtete. Doch erzählt sie selbst, daß sie durch zwanzig Jahre morgens stets ihre Nahrung wieder von sich geben mußte. Sie hatte auch Fieberanfälle, die manchmal einen Monat lang dauerten.

Wir haben keinen Anlaß uns hier näher mit der Entstehung und Entwicklung dieser psychischen Krankheit zu beschäftigen. Wir erkennen freilich, daß es sich nur um eine Hysterie oder um eine der Hysterie ähnliche Form der Epilepsie gehandelt haben konnte, doch sind die Zeugnisse über die Anfälle nicht zahlreich und deutlich genug, um uns letzte Sicherheit zu geben.

Der seelische Vorgang, den sie Bekehrung nennt, begann plötzlich, als sie 40 Jahre alt war, nachdem sie durch mehrjährige körperliche Krankheit geläutert worden war und viele geistige Nöte siegreich überwunden hatte. Dieser Vorgang begann mit einer heftigen Liebespein und entschied sich in vielen Visionen. Die heilige Teresa wurde von Rubens, Velasquez, Murillo und anderen Malern immer wieder in jener Situation dargestellt, die sie selbst beschreibt und der eine so große Bedeutung für ihre Bekehrung zukommt. Sie sah nämlich einmal einen kleinen Engel zu ihrer linken Seite in leiblicher Gestalt¹; „er war“, sagte sie wörtlich, „nicht groß, sondern klein und sehr schön. Sein Angesicht war so entflammt, daß er mir als einer der erhabensten Engel vorkam, die ganz in Flammen zu stehen scheinen . . . In seinen Händen sah ich einen langen goldenen Pfeil, und an der Spitze des Eisens schien mir ein wenig Feuer zu sein. Es kam mir vor, als

1) Das Leben der heiligen Teresa, von ihr selbst geschrieben. Pustet Verlag, Regensburg 1903. Band 1, Seite 391.

durchbohre er mit dem Pfeile einigemal mein Herz bis aufs Innerste, und wenn er ihn wieder herauszog, so war es mir, als zöge er diesen innersten Herzteil mit heraus. Endlich verließ er mich ganz entzündet von feuriger Liebe zu Gott. Der Schmerz dieser Verwundung war so groß, daß er mir die erwähnten Klageseufzer auspreßte; aber auch die Wonne, welche dieser ungemeine Schmerz verursachte, war so überschwenglich, daß ich unmöglich von ihm frei zu werden verlangen, noch mit etwas geringerem mich begnügen konnte als mit Gott. Es ist dies kein körperlicher, sondern ein geistiger Schmerz, wiewohl auch der Leib, und zwar nicht wenig, an demselben teilnimmt. Der Liebesverkehr, welcher nunmehr zwischen der Seele und Gott stattfindet, ist so süß, daß ich zur Güte des Herrn flehe, er wolle ihn dem zu kosten geben, der etwa meint, ich lüge hierin.“ Soweit die Beschreibung jenes denkwürdigen Ereignisses der Durchbohrung des Herzens.

Die Heilige war damals 44 Jahre alt. Wir werden nach allen Details ihrer Schilderung nicht daran zweifeln, daß ihre krankhaften seelischen Zustände zu dieser Zeit mit den Veränderungen des Klimakteriums zusammenhingen. Ihre Beschreibung weist ja deutlich auf den sexuellen Charakter dieser für sie entscheidenden Vision hin. An ihrem unverwesten Herzen, das im Kloster der unbeschuhten Karmeliterinnen zu Alba de Tormes in einem kostbaren Reliquienschein aufbewahrt wird, kann man sehen, daß der Engel ihr nicht bloß eine geistige, sondern auch eine körperliche Verwundung zugefügt hat. Man sieht nämlich an diesem Herzen ganz deutlich außer mehreren kleineren Öffnungen, die wohl von wiederholten Verwundungen herrühren mögen, eine große Wunde, die wenigstens 5 cm lang und sehr tief ist und deutliche Ränder aufweist. Man behauptet, daß das Kristallgefäß, in dem dieses Herz verschlossen wurde, schon einige Male zersprungen ist und daß ihm liebliche Wohlgerüche entströmten. Sie haben längst den unbewußten Deflorationscharakter dieser Vision erkannt. Die Durchbohrung des Herzens wird am 27. August jedes Jahres in Spanien gefeiert. Die Gläubigen, welche bestimmte Bedingungen erfüllen und eine Kirche der unbeschuhten Karmeliter besuchen, erhalten an diesem Jahrestage der Deflorationsfeier einen vollkommenen Sündenablaß. Ich selbst erinnere mich, als Kind manchmal einen solchen Ablass am Ehrentage der Heiligen in einem Kloster der unbeschuhten Karmeliter erhalten zu haben.

Die heilige Teresa sah als ihr Lebenswerk die Reform des Karmeliterordens an, die sie unter den größten Schwierigkeiten und mit außerordentlicher Zähigkeit durchführte. Sie starb 1582 und wurde 1622 heilig gesprochen. Ihre Schriften gehören zu den besten Erzeugnissen der christlichen Mystik und zu den vorzüglichsten der spanischen Literatur.

Als die wichtigste psychologische Quelle für das Leben der Heiligen erscheint

uns ihr Buch „Su vida“, in dem sie ihre psychischen Konflikte ausführlich schildert. Es nimmt dort die Beschreibung der verschiedenen Stufen des Gebetes, der Versuchungen, die sie zu leiden hatte, und der Offenbarungen, die ihr zu Teil wurden, einen großen Raum ein. Immer wieder spricht sie von den Verzückungen, die das Gebet ihr gegeben habe, von den ekstatischen Vereinigungen mit Gott, von der Lebenspein und von den Lebenswunden.

Es kann uns hier nicht darauf ankommen, die psychosexuelle Triebgrundlage und die seelischen Mechanismen in den Krankheitszuständen der heiligen Teresa darzustellen. Freud, Pfister u. a. analytische Autoren haben uns gezeigt auf welchen geheimen Wegen verdrängte Triebkräfte zu so merkwürdigen seelischen Situationen führen. Hier sei nur ein einzelner Zug herausgegriffen, der unser besonderes Interesse verdient. Die eigenartige pathologische Situation der heiligen Teresa und der Charakter ihrer Frömmigkeit wurden hier nur deshalb skizziert, um auf diesem Hintergrunde die folgende Einzelheit analytisch festzustellen.

Die heilige Teresa erlebte so viele und so mannigfache Visionen, daß häufig der Zweifel auftauchte, ob eine bestimmte Vision von Gott oder vom Teufel stamme. Tatsächlich war dies nicht leicht zu unterscheiden. Die Heilige bemüht sich oft besondere Kennzeichen zu finden, so sagt sie z. B.¹ „Nach meiner Einsicht und Erfahrung darf man nur dann glauben, daß eine Offenbarung von Gott komme, wenn sie mit der heiligen Schrift übereinstimmt; wiche sie aber auch nur im mindesten davon ab, so würde ich unvergleichlich fester glauben, sie komme von dem Teufel, als ich jetzt glaube, daß die mir gewordenen Offenbarungen von Gott sind, so groß auch meine Gewißheit über letztere ist. Da braucht man kein anderes Kennzeichen mehr zu suchen, um zu wissen, von welchem Geiste eine solche Offenbarung herrührt; denn dieses Zeichen weist so klar auf einen teuflischen Ursprung derselben hin, daß ich, wenn auch die ganze Welt mir versicherte, sie komme von Gott, dies nie und nimmer glauben würde.“

Trotz aller Sicherheiten muß sie doch oft gezweifelt haben, wer der Urheber ihrer Visionen war, denn sie besprach sich oft darüber mit anderen Personen und beklagte sich, daß die übertriebenen Besorgnisse dieser letzteren ihr auch geschadet haben.

So erzählt sie von diesen Personen:² „Da geschah es besonders einmal, daß ihrer mehrere, auf die ich mit Recht ein großes Vertrauen setzte, zusammenkamen, um sich eingehend darüber zu beraten, wie mir zu helfen wäre; denn sie hatten mich sehr lieb und fürchteten, ich möchte getäuscht sein, ich selbst

1) a. a. O. Seite 328. 2) a. a. O. Seite 329.

hatte, wenn ich nicht im Gebete war, die größte Furcht, war ich aber im Gebete und erwies mir der Herr in demselben irgend eine der besagten Gnaden, so fühlte ich mich sicher. Derer, die sich zur Beratung versammelt hatten, waren, wie ich meine, fünf oder sechs lauter eifrige Diener Gottes. Da kündigt mir mein Beichtvater an, sie alle stimmen darin überein, die außerordentlichen Dinge, die sich mit mir zutrügen, seien das Werk des bösen Feindes, ich sollte nicht mehr so oft kommunizieren und mich in einer Weise zu zerstreuen trachten, daß ich wenigstens nicht mehr die Einsamkeit suche. Ich war, wie gesagt, selbst schon äußerst furchtsam, und mein Herzleiden vermehrte noch meine Furcht, so daß ich es oftmals auch bei Tag nicht wagte, allein in einem Zimmer zu bleiben. Als ich nun sah, wie so viele Männer einstimmig dasselbe sagten, und ich dennoch nicht glauben konnte, verursachte mir dies die größte Gewissensangst, denn ich hielt es für Mangel an Demut. Waren alle unvergleichlich tugendhafter als ich, und noch dazu gelehrte Männer, warum also, dachte ich, sollte ich ihnen nicht glauben? Ich zwang mich dazu, so viel ich konnte. Ich stellte mir mein sündhaftes Leben vor und dachte, diesem gemäß, müßten jene wohl die Wahrheit gesprochen haben.“

Sie schildert, wie sie zwei Jahre hindurch immer wieder Gott bestürmt habe, er möge nicht zulassen, daß der Teufel sie betrüge.

Der Herr beruhigte sie und schickte ihr viele Visionen, in denen er sich zeigte. Als sie diese Visionen bekanntmachte, zog sie sich viele Schmähungen und Leiden, viele Beängstigungen und Verfolgungen zu. Man glaubte, sie sei vom Teufel besessen und man wollte sogar schon die Anstreibung an ihr vornehmen; besonders schmerzte es sie zu sehen, daß die Beichtväter sich fürchteten, ihr die Beichte abzunehmen, als ob sie einer Ansteckung ausweichen wollten. Einer jener Väter, in der Gesellschaft Jesu in ihrem Kloster von Avila, Balthazar Alvarez, dekretierte, daß diese Visionen offenbar vom bösen Feind seien, und befahl ihr in der Beichte folgendes: Sie solle, so oft ihr eine solche Erscheinung komme, sich bekreuzen und die Feige zeigen, dann werde der Teufel nie wieder kommen.

Es handelt sich hier um das bekannte Zeichen der Higa, welches so gemacht wird, daß der Daumen durch die zwei benachbarten Finger durchgesteckt wird. Jenes Zeichen, das bei allen romanischen Völkern als Gebärde der Abwehr und des Hohnes bekannt ist. Man weiß längst, daß es sich in diesem Zeichen um eine Nachahmung des Koitus handelt. Dafür spricht auch die etymologische Bedeutung, im Altspanischen heißt es *la Fica*; *ficare* im italienischen bedeutet hineinstecken. Wahrscheinlich ist das deutsche Wort ficken, das die Bedeutung koitieren hat, von diesem Wort abgeleitet.

Dieser Befehl ihres Beichtvaters bedeutet für sie, wie sie sagt, eine sehr

schmerzliche Prüfung. Wir müssen uns erinnern, daß sie meistens die Visionen als von Gott stammende Gesichte ansah.

Sie schildert ihre damalige seelische Situation: „Es war mir der größte Schmerz, dem Herrn, wenn er mir erschien, die Feige zeigen zu müssen; denn in dem Augenblick, als ich ihn gegenwärtig sah, konnte ich unmöglich glauben, er sei der Teufel, und wenn man mich auch in Stücke gehauen hätte. Es war mir dies ein hartes Bußwerk für mich. Um aber das Kreuzzeichen nicht gar so offensichtlich machen zu müssen, hielt ich ein Kreuz in der Hand. Dies tat ich fast beständig; nicht so beständig aber, machte ich die verächtliche Gebärde, weil es mir so allzu schmerzlich fiel und mich an die Verspottung erinnerte, welche dem Herrn von den Juden angetan wurde. Ich bat ihn, mir die ihm zugefügte Schmach nicht als Sünde anzurechnen, sondern sie mir zu verzeihen, weil ich in Gehorsam gegen seinen Stellvertreter handle und die Beichtväter die Diener seien, welche er in seiner Kirche aufgestellt habe. Da sagte er mir, ich soll unbekümmert sein, und ich tue wohl daran, daß ich gehorche; er wird schon machen, daß die Wahrheit noch ans Licht komme.“

Unser psychologisches Interesse an dieser Situation ist ein vielfaches. Es heftet sich vor allem an den Zweifel der Heiligen am Ursprung ihrer Visionen. Wir wissen ja, wie oft die Heiligen in den Erscheinungen, die ihnen zu teil wurden, von solchen Zweifeln geplagt waren. Ich verweise nur auf die Versuchungen des hl. Antonius von Padua, an die Zweifel des jungen Luther, der ein Zeitgenosse der heiligen Teresa war. Die analytische Bedeutung solcher Zweifel ist zu klar, als daß ich darauf eingehen sollte. Solche Zweifel verstehen wir, wenn wir uns daran erinnern, daß das Über-Ich und das Es so innig zusammenhängen, ja daß das Über-Ich aus dem Es emportaucht. Sowohl Gott als auch der Teufel sind ja Projektionen unserer stärksten seelischen Tendenzen in die Außenwelt. Was uns hier besonders interessant ist, ist die eigenartige Situation, in der wir die heilige Teresa vor uns sehen. Wenn sie eine dieser Visionen bekommt, trägt sie in der einen Hand das Kreuz, mit der anderen macht sie die Feige. Es ist klar, daß das Kreuzzeichen sie beschützen soll und die Feige den Teufel abwehren soll. Beachten Sie nun das Bizarre dieses Bildes. Die keuschesten Jungfrau, die heilige Visionen hat, macht eine so laszive Gebärde. Die Analyse kann diese merkwürdige Situation psychologisch gut erfassen. Sie braucht sich nur auf die naheliegende zwangsneurotische Symptomatologie zu berufen. Es handelt sich um einen Ambivalenzkonflikt, der in den zwei kontrastierenden Zeichen von Kreuz und Feige nur seinen handgreiflichen Ausdruck gefunden hat. Die heilige Teresa, die in der einen Hand das Kreuz hält und mit der anderen die Feige macht, ist mit einem Zwangskranken zu vergleichen, der mit der einen Hand eine symbolische Be-

wegung ausführt, um mit der anderen eine gegenteilige Bewegung zu machen, die darauf abzielt, die erste zu annullieren.

So sehen wir häufig bei Patienten, daß sie zuerst eine Zwangshandlung unternehmen, die ein Äquivalent einer Sexualbetätigung, z. B. der Onanie, darstellt, um gleich darauf die entgegengesetzte Aktion auszuführen, welche die erste annullieren soll. Sie wissen, daß Freud diesen symptomatischen Ablauf unter der Bezeichnung *Ungeschehen machen* zusammengefaßt hat. Wenn die heilige Teresa zur Abwehr der bösen Tendenzen das Feigezeichen machen soll, so werden wir leicht erkennen, daß die ursprünglich bekämpften Triebregungen sexueller Natur waren. Man könnte sagen, das Feigezeichen habe hier homöopathischen Charakter, in der Abwehr wird die Beziehung zu Gott noch einmal sexualisiert. So wird aber auch das heftige Sträuben dagegen, dieses laszive Zeichen zu machen, psychologisch erklärbar.

Es ist keineswegs zweifelhaft, daß in der Heiligen, unbewußt, eine Tendenz da ist, Gott zu verhöhnen, so daß auch die sekundäre Bedeutung des Feigezeichens zu ihrem Recht kommt. Teresa selbst betont immer wieder, daß sie durch dieses Zeichen an die Verspottung des Heilandes durch die Juden erinnert wurde, und wie schmerzlich sie den Gehorsam gegen ihren Beichtvater empfand. Wenn sie, indem sie das Feigezeichen macht, zugleich Gott um Verzeihung bittet und darauf hinweist, daß sie damit nur dem Befehl des von der Kirche eingesetzten Dieners folge, so erkennen wir klar den Anteil von verborgener Verhöhnung in diesem Verhalten.

Die Ambivalenz gibt sozusagen den Rahmen für die allgemeine Situation. Der psychische Mechanismus ist dadurch gekennzeichnet, daß die heilige Teresa die Erscheinung als ursprünglich von Gott kommend ansieht, um dann in Zweifel über den Ursprung zu geraten und sie dann auf Befehl ihres Beichtvaters abzuwehren.

Wie wehrt nun die Heilige die Versuchung des Teufels ab? Wir können eine Art von Stufenfolgen erkennen. Sie versucht zuerst inbrünstige Gebete, sie macht dann das Zeichen des Kreuzes, später hält sie fast immer das Kreuz in der Hand und zuletzt, da alle diese Mittel versagen, macht sie jene obszöne Gebärde. Sie sehen hier, wie sie sich immer verzweifelter gegen das Anstürmen der verdrängten Regungen zur Wehr setzt, und wie diese schließlich am Höhepunkt des Konfliktes die Übermacht gewinnen. Es ist ein typischer Fall von *Wiederkehr des Verdrängten* gerade aus der Mitte der verdrängenden Mächte. Die Abwehrmittel des Gebets, des Kreuzes, genügen nicht mehr, jetzt erscheint die Feige und zwar ebenfalls als Abwehrmittel. Die laszive Gebärde ist in den Dienst der Religion getreten, so wie am Ende zwangsneurotischer Prozesse gerade das Verdrängte als das Zwangshafte auftritt.

Ich verweise auf die Beispiele, die Reik unlängst in seiner Arbeit über „die Endphasen des religiösen und zwangsneurotischen Glaubens“¹ angeführt hat, in denen er die Wirksamkeit dieser Mechanismen darlegt.

Erlauben Sie mir, Ihnen als Pendant dieser seelischen Situation eine kleine Geschichte aus einer alten Chronik wiederzugeben, in welcher dargestellt wird, wie der sexuelle Trieb in den Dienst patriotischer Regungen gestellt wird.² Zur Zeit Philipps V., etwa um 1720, belagerten die Portugiesen Madrid. Die Hauptstadt war in großer Bedrängnis. Die spanischen Prostituierten beschlossen nun, ihre geliebte Heimat zu retten. Diejenigen von ihnen, die überzeugt waren, geschlechtskrank zu sein, zogen ihre schönsten Kleider an, und schminkten sich aufs beste. Zur Zeit der Dämmerung begaben sie sich in die Nähe des feindlichen Lagers. Die Damen widmeten sich ihren patriotischen Werken mit solchem Eifer, daß binnen drei Wochen sechstausend portugiesische Soldaten auf unblutige Art außer Gefecht gesetzt waren und ins Krankenhaus transportiert werden mußten.

Die spanischen Theologen haben sich später ernsthaft und lange mit der Tat der spanischen Dirnen beschäftigt und sich die Frage vorgelegt, wie weit ihr Vorgehen eine Sünde wäre. Einige von ihnen machten geltend, daß es ja im Kriege erlaubt sei, den Feind zu töten, seine Städte zu zerstören, die schrecklichsten Mittel zu benutzen, um sie zu besiegen. Warum sollte man die Syphilis als Mittel verschmähen? Gott gibt zwar den Sieg, aber er bedient sich oft merkwürdiger Mittel.

Ein anderer Zug in der psychischen Dynamik der heiligen Teresa, der unser besonderes Interesse erregt, ist der Kompromißcharakter, den das religiöse Ritual hier aufweist, und der völlig der Natur der neurotischen Symptome entspricht. Wir wissen von Freud, daß die neurotischen Symptome den Sinn und die Bedeutung sexueller Ersatzbefriedigung haben. So werden z. B. viele Symptome der Zwangskranken zuerst als Abwehrmaßregel gegen sexuelle Triebimpulse erscheinen, um sich schließlich immer deutlicher als historische oder symbolische Ersatzhandlungen sexueller Art zu enthüllen. Wir sehen ähnliches in diesem Beispiel religiösen Zeremoniells. Die heilige Teresa, die gegen ihre sexuellen Phantasien ankämpft, ist schließlich gezwungen, in ihrer Abwehr selbst ein eindeutiges sexuelles Symbol zu gebrauchen.

Man könnte hier den Einwand machen, daß die heilige Teresa dieses Zeichen und seine Bedeutung nicht kennt und nur dem Befehl ihres Beichtvaters gehorcht. Wir wollen nur vor allem darauf hinweisen, daß eine solche Unkenntnis sehr unwahrscheinlich ist, da das Zeichen der Feige im Spanien des 16. Jahrhunderts

1) Imago, Bd. XVI (1930).

2) Erwähnt in S. F. Brousson, Itinéraire de Paris à Buenos-Ayres. Seite 138.

vermutlich noch verbreiteter war als heutigen Tages. Sie können aber noch heute in Spanien, besonders im Nordwesten (Galizien) beobachten, daß das Volk das Zeichen der Feige zur Abwehr oder als Verhöhnung macht. Davon aber abgesehen berufen wir uns auf die Kontinuität des psychischen Erlebens und auf die von Freud betonte Tatsache, daß das Unbewußte der einen Person das der anderen kennt. Es wird uns auch als bedeutungsvoll erscheinen, daß die heilige Teresa selbst von heftiger Unruhe ergriffen wurde. Sie sträubt sich anfangs sehr dagegen, dieses Zeichen der höllischen Vision gegenüber zu machen. Viele Jahre später bedauert sie, dem Rate ihres Beichtvaters damals gefolgt zu sein. Sie sagt in ihrem Buche „Die innere Burg“ folgendes: „Mein Rat ist daher dieser: wenn man euch etwas solches anrät, so bringt mit Demut den angegebenen Grund und tut es nicht.“

Es ist auch interessant, das Benehmen des Beichtvaters mit jenem der heiligen Teresa zu vergleichen. Wenn die heilige Teresa jenes Zeichen machen soll, wird sie von außerordentlicher Unruhe und starken Zweifeln ergriffen. Wir können annehmen, daß der Beichtvater, als er ihr befahl, diese Gebärde zu machen, keine solche Unsicherheit und keine Angst verspürte. Bei ihm, wie bei Zwangskranken in einer bestimmten Krankheitsphase hat das Zeremoniell schon die Zweifel überwunden. In diesem Fall hat sich das Zeremoniell vollkommen der Religion angepaßt.

Die Hinrichtung des Damiens

Eine psychoanalytische Betrachtung

Von

A. Endtz

Loosduinen

Aus dem holländischen Manuskript
übersetzt von Willemina Jutting

Als an einem kalten, düsteren Wintertag, am 5. Januar 1757, ungefähr um viertel sieben Uhr abends König Ludwig XV. seinen Wagen besteigen wollte, um u. a. vom Kronprinzen begleitet, von Versailles nach Trianon zu fahren und dort zu speisen und zu übernachten, fühlte er plötzlich einen Stoß in der Seite und als er nach der getroffenen Stelle hingriff, spürte er Blut auf seiner Hand. Sofort begriff er, daß man ein Attentat gegen ihn verübt hatte und er konnte den Täter, der inmitten der entblößten Hauptes dastehenden Höflinge als einziger den Hut aufbehalten

hatte, wie wenn er (wie Régis es ausdrückt) sagen wollte: „Ich habe diese heroische Tat begangen, schaut mich an!“, mit den Worten bezeichnen: „Dieser Mann ist es, der mich verwundet hat. Man arrestiere ihn, tue ihm aber nichts Böses“. Wir werden sehen, wie seine Bitten erfüllt wurden. Streckfuß erwähnt irrtümlich, daß er den Hut abgenommen hatte wie die anderen, aber aus der Beschreibung, die wir von der Begebenheit haben, geht das Gegenteil hervor.

Casanova, der gerade um diese Zeit nach Versailles unterwegs war, wurde Zeuge des großen Wirbels, der nach dem Attentat herrschte, weil man anfänglich glaubte, daß eine ausgedehnte Verschwörung dahintersteckte, wie aus den mehrfach wiederholten Worten des Täters „Man solle auf den Dauphin achten, daß er tagsüber das Haus nicht verlasse“ hervorzugehen schien. Daher wurden rechts und links die Menschen verhaftet, unter ihnen auch Casanova, der aber bald wieder in Freiheit gesetzt wurde. Das Gerücht vom Attentat verbreitete sich schnell und wurde alsbald in wunscherfüllender Richtung umgewandelt, so daß man erzählte, der König sei tot und als sich herausstellte, daß dies nicht der Fall war, hieß es, daß das Messer vergiftet gewesen sein dürfte. Dies fürchtete man auch innerhalb der Mauern von Versailles und Ludwig bereitete sich sozusagen auf den Tod vor; die ganze königliche Familie versammelte sich um sein Bett und in größter Eile wurde der Chirurg La Martinière geholt, der die Wunde untersuchte und diese so gering fand, „daß ein Privatmann deswegen nicht einmal seine Arbeit unterbrochen haben würde“, wie der Autor der nicht authentischen Memoiren den Herzog von Richelieu zu Madame de Pompadour sagen läßt, die in höchster Ungeduld auf Nachrichten wartete, weil man sie nicht zum König gerufen hatte. Trotz der unbedeutenden Verwundung war der König sehr bestürzt, sein Antlitz war totenblaß, der Puls beschleunigt, und es wurde sein Beichtvater gerufen, um ihn auf den Tod vorzubereiten.

Wie ganz anders war aber die Stimmung unter dem Volke im Vergleich zu der im Monat August des Jahres 1744, als Ludwig während des österreichischen Erbfolgekrieges in Metz erkrankte. Nachdem er seine Maitresse, die Herzogin von Chateauroux, vom Hof hatte weggagen lassen, war das Volk tief erschüttert wegen seiner Krankheit und ängstlich strömte es in Massen in die Kirchen, um dort für seine Wiederherstellung zu beten. Zu dieser Zeit erhielt er den Beinamen Louis-le-Bien-Aimé. Groß war seine Ergriffenheit über die Anhänglichkeit und Liebe, die ihm bei dem begeisterten Empfang in Paris nach der überstandenen Krankheit zuteil wurde. Seitdem hatten sich die Verhältnisse aber gründlich geändert. Schon bald

darauf rief er seine Geliebte zurück, die sich an den Urhebern ihrer Verbannung vom Hofe rächte. Lange aber konnte sie sich, ebensowenig wie ihre beiden, ihr in der Gunst des Königs vorangegangenen Schwestern ihrer Position als Favoritin nicht erfreuen, weil sie plötzlich starb. Es wird behauptet, daß sie vergiftet wurde. Nach ihrem Tod kam die Macht an die berühmt gewordene Madame d'Étioles, Marquise de Pompadour, von der bekannt ist, welche Unsummen sie Frankreich gekostet hat und wie sie dieses Land infolge ihrer politischen Intriguen und unverantwortlichen Kriege an den Rand des Abgrundes zu bringen verstand, während sie den König in seinem von ihr geschaffenen „Hirschpark“ sich unterhalten ließ. Die Steuern lasteten schwer auf dem Volk und die Regierung stieß bei allen Parteien auf Widerstand, sowohl beim Parlament und bei der Geistlichkeit wie auch bei den untern Volksklassen, so daß es beim Einheben der Steuern wiederholtemale zur öffentlichen Auflehnung kam und im Mai 1750 sogar zu einem Aufstand, der mit Gewalt unterdrückt wurde. Als Beweis für die Stimmung unter dem Volke sei ein Gerücht verzeichnet, das sich verbreitete, als einmal mehrere herumirrende, elternlose Kinder festgenommen wurden, um in die Kolonie Mississippi geschickt zu werden: man erzählte, daß der König diese Kinder brauchte, weil er zur Heilung eines fürchterlichen Leidens, das er sich infolge seiner Ausschweifungen zugezogen hatte, Bäder von Menschenblut nahm. Polizeioffiziere wurden auf der Gasse getötet und das Volk drohte nach Versailles zu ziehen, um den König zu holen und das Schloß anzuzünden. Aus dieser Stimmung entsprang die Tat von Damiens und Streckfuß kann daher auch mit Recht von der wahnsinnigen Tat sprechen, für die Damiens büßen mußte und die ein Zeichen der Zeit, einzig und allein eine Offenbarung des Königshasses war, der sich bloß darum nicht heftiger zeigte, weil ihn die rohe Gewalt erstückte. Nach dem Attentat war dann auch beim Volk von Sorge und Kummer keine Rede ebensowenig wie von Traurigkeit, als man noch glaubte, die Wunde sei tödlich; und die Kirchen blieben leer bei den Dankgottesdiensten, die wegen des guten Ausganges abgehalten wurden.

Kehren wir nun zurück zu dem Täter, der verhaftet wurde und den man sofort, im Gegensatz zum Wunsch des Königs, nachdem man ihn ausgezogen und perlustriert hatte, mit glühenden Zangen bearbeitete, damit er die etwaigen Mitschuldigen verrate. Wäre nicht der Präfekt Leclerc dazwischengetreten, so wäre es ihm vielleicht ergangen wie Jacques Clément, dem Mörder von Heinrich III., der sofort nach seinem Mord getötet wurde und dabei mit lauter Stimme Gott dankte, daß ihm die Folterqualen, die er zu erdulden erwartete, erspart blieben. Unter Begleitung eines ganzen

Garderegimentes, da man einen Aufstand befürchtete, wurde Damiens unter ungeheuren Vorkehrungen ins Gefängnis abgeführt. Hier erhielt er ein Zimmer oberhalb des Raumes, in dem Ravailiac gewohnt hatte (nicht Ravailiac's Zimmer selbst wie bisweilen behauptet wird). Man traf alle Maßnahmen, um ihn im bestmöglichen physischen Zustand zu erhalten für die Folter, die niemals ohne Zuziehung eines Arztes erfolgte, um aussetzen zu können, sobald seinem Leben Gefahr drohte. Man fesselte ihn an seine Pritsche mit wattierten Riemen, um ihn nicht zu zerschneiden, aber doch so fest, daß er nur die Hand zum Munde führen konnte. Alle Vorbeugungen gegen einen eventuellen Selbstmord wurden getroffen, die bis ins kleinste Detail gingen, z. B. das Ersetzen der Fensterscheiben durch Pergamentpapier. Überdies gab es dann noch ohne Unterbrechung eine strenge Überwachung, die den Auftrag hatte, ihn auszuhorchen, der es jedoch verboten war, mit ihm zu reden. Alles in allem kostete seine Haft 600 Livre täglich. Bei der Perlustrierung fand man außer etwas Geld und einem Buch „Instructions et prières chrétiennes“ das Taschenmesser, das zwei Klingle hatte, eine größere und eine kleinere, ungefähr vier Zoll lang, mit dem Ende in der Höhe der fünften Rippe den Stoß geführt hatte. Es stellte sich heraus, daß der Attentäter Robert François Damiens war, geboren am 9. Januar 1715 (einige geben irrtümlich 1714 an) in Tieulloy bei Arras. Die beste Auskunft über sein Leben und seinen Charakter fand ich bei Bouffonidor, in seinem 1782 ohne Namen des Autors erschienenen Buch „Les Fastes de Louis XV“, das aber einige wörtlich von Voltaire übernommene Stellen enthält. Die Lebensbeschreibung, die gemeinsam mit den Prozeßstücken 1757 in vier Bänden bei Simon verlegt wurde, war mir nicht zugänglich.

Schon seine Jugend ließ vermuten, was aus ihm werden würde, sagt Bouffonidor, und seine Nichtsnutzigkeit und seine Spitzbübereien erwarben ihm sehr früh den Beinamen „Robert-le-Diable“. Er hatte verschiedene Berufe ausgeübt, er war Lakai, Schlosser, Soldat, Küchenjunge und schließlich Kammerdiener bei einem Parlamentarier und bei den Jesuiten gewesen, so daß man stets geglaubt hat, daß Letztere bei dem Attentate die Hand im Spiele gehabt hätten. Äußerlich wird er beschrieben als großer Mann mit langgezogenem Gesicht, gebogener Nase und einem feurigen, durchdringenden Blick, während er eine Art Tic gehabt haben soll, der aus der Gewohnheit, mit sich selbst zu reden, entstanden sein soll. Weiter wird von ihm berichtet: „daß er von Eitelkeit erfüllt war, bestrebt, sich bemerkbar zu machen, neugierig, mißvergnügt, verschlossen, mit sich selbst in seinem Innern redend, versessen auf alle seine Pläne, kühn in ihrer Ausführung,

frech, verlogen, abwechselnd devot und verrucht, vom Verbrechen zum Schuldgefühl taumelnd, ununterbrochen von den Wallungen seines allzu heißblütigen Temperaments herumgepeitscht.“ Schon zu wiederholten Malen hatte er sich verschiedener Verbrechen schuldig gemacht; so steht es fest, daß er jemandem 240 Louis d'or geraubt hatte, welche Summe er dann versteckte und die später während seines Prozesses bei einem, bei dem er übernachtet hatte, gefunden wurde. Weniger sicher ist die Beschuldigung, daß er einen seiner Herren bei der Verabreichung eines Einlaufs vergiftet haben soll.

Aus dem Vorhergehenden können wir mit Bestimmtheit den Schluß ziehen, daß wir es hier mit einem krankhaften Individuum zu tun haben; diese Auffassung wird von allen betont, ohne daß Näheres mitgeteilt wird, worin diese Krankhaftigkeit eigentlich bestand. Wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf sein eigentümliches Herumirren lenken und auf die Tatsache, daß er die Gewohnheit hatte, mit sich selbst zu reden, dann drängt sich sogar die Frage auf, ob er nicht an einer hebephrenen Psychose gelitten hat. Aber das Motiv seiner Tat interessiert uns wohl mehr als diese Diagnose. Wenn wir bei Régis, der eine Monographie über die Mörder von Königen und andern hochgestellten Personen geschrieben hat, nachlesen, welche die Motive zu den verschiedenen Attentaten gewesen sind, dann finden wir, daß diese zumeist sehr unbestimmt sind und die Täter selbst den Tathandlungen ohne jedes Verständnis gegenüberstehen. Für den Psychoanalytiker ist es deutlich, daß sie als Rationalisierungen aufgefaßt werden müssen. Die Täter werden durch mystische Vorstellungen getrieben und das Attentat ist das Ergebnis eines schon lange vorhandenen, sich zwangsmäßig aufdrängenden Gedankens, gegen den sie längere Zeit angekämpft haben, der sich jedoch ihrer immer mehr und mehr bemächtigt und dem sie zum Schlusse unterliegen, wenn ihr Wille, ihn zu unterdrücken, zu schwach geworden ist. Balthazar Gerards¹ hat seine Missetat sechs Jahre überlegt, Ravaillac reiste dreimal nach Paris, um bei Heinrich IV. vorzusprechen, ehe er ihn ermordete, und Damiens ist drei Jahre mit dem Plan seines Attentates herumgegangen und schon im Dezember 1756 sagte er in größter Aufregung, wie ein ganz Verzweifelter redend, daß das Königreich, seine Tochter und seine Frau verloren seien. Im August äußerte er bereits, wenn er nach Paris zurückkäme, würde er sterben geradeso wie die Größten der Erde und man werde noch mehr von ihm hören. Bloß die wirklich irrsinnigen Königsmörder haben impulsiv und unerwartet gehandelt als Reaktion auf Wahn oder Halluzinationen, die

1) Balthazar Gerards ermordete am 10. Juli 1584 in Delft meuchlerisch Wilhelm von Oranien, den Schweigsamem. (Anm. d. Übers.)

andern wurden auf zwangsmäßige Art zu ihrer Tat getrieben, gegen ihren Willen, dabei gehören sie zu den verschlossenen Charakteren, leben zurückgezogen und das eifrige Forschen nach Komplizen führt sehr selten zu einem Resultat. Régis setzt auch weiterhin auseinander, wie bei allen erbliche Momente nachweisbar sind und deutet auf Ähnlichkeiten in ihrem Charakter hin, die schon in der Jugend zum Durchbruch kamen und allmählich dazu führten, daß sie von einer überwertigen Idee vollkommen beherrscht wurden, die sie ihre Tat als ein ganz besonders gutes Werk betrachten ließ und sie dazu anspornte. Dabei sind sie alle auch in höchstem Grade ambivalent. Vor der schweren Strafe, die sie erwartet, weichen sie nicht zurück und fassen diese als ein der Menschheit gebrachtes Opfer auf, für das man ihnen, ihrer Ansicht nach, noch Dank schuldig ist. Die größte Überraschung erleben sie dann auch, wenn sich das Volk, so wie es bei Ravailac der Fall war, gegen sie wendet und sie zu lynchen versucht. Auch Damiens war überzeugt, ein vor Gott verdienstliches Werk getan zu haben. Régis beschließt seine Ausführungen mit den Worten: „daß die Königsmörder der Vergangenheit und Gegenwart wirklich Brüder sind, aus derselben pathologischen Form gegossen.“

Alles dies wird den psychoanalytisch Geschulten nicht sehr in Erstaunen versetzen, weil doch der tiefere Grund für das Attentat auf die Vaterfigur in der kindlichen Ödipussituation mit ihrer ambivalenten Einstellung gegenüber dem Vater gesucht werden muß, so daß man also bei denjenigen, die diese Phantasien in einer Tat zur Wirklichkeit werden lassen, eine gleichartige seelische Situation erwarten darf. Daß derartige Morde schon früher als Vaternord betrachtet wurden, geht u. a. aus dem Prozeß von Ravailac hervor, in dem das Wort Vaternord gebraucht wurde. Wir dürfen wohl auch annehmen, daß Damiens infantile Triebe ihn immer in die Richtung seiner Tat getrieben haben, aber wir werden sehen, daß die äußeren Umstände ihm behilflich gewesen sind, diese durchzuführen. Während seines Prozesses gesteht er nämlich ein, er habe gehört, daß einzig und allein der Tod des Königs Frankreich werde Rettung bringen können und dies bestärkte ihn in seiner Absicht als Retter des Landes aufzutreten. Ludwig XV. war bei seinen Zeitgenossen gründlichst verhaßt, so daß der unbewußte Wunsch nach seinem Tode ganz bestimmt bei dem größten Teile seiner Landsleute vorhanden war. Die Ehrfurcht vor dem Königtum war aber damals noch eine derartige, daß die Todeswünsche sich noch nicht aus ihrer Verdrängung hervorwagten, wie dies später zur Zeit der Revolution der Fall war. Alexander und Staub weisen in ihrem Buch¹ darauf hin,

1) Alexander u. Staub, Der Verbrecher und seine Richter. Ein psychoanalytischer Einblick in die Welt der Paragrafen. Wien 1929.

wie die Verurteilung eines Unschuldigen für die Masse zum Anlaß werden kann, die Verdrängung ihrer eigenen kriminellen Impulse aufzuheben, wie wenn man damit sagen wollte: Wenn man doch gestraft wird, nützt das Anständigsein gar nichts mehr und ich darf also meinen Trieben nachgeben. Etwas Ähnliches erleben wir dann zur Zeit der Revolution von 1789, bei der die kriminellen Neigungen zum Durchbruch kamen, da das unausgesetzte Unterdrücktwerden kumulierend gewirkt hatte und schließlich unerträglich wurde. Es kommt also zur Rache an der Autorität, die die Moral durch Forderung nach Verdrängung geschaffen hat. Aus diesen Motiven kam es zu einem immer wieder erneuten Vaternorden in der Enthauptung von Massen von Adeligen, ein Vaternorden, das in der Hinrichtung Ludwigs XVI., der obendrein eine Vaterfigur par excellence war, ihren Höhepunkt erreichte. Im Anschluß daran folgte eine Periode gegenseitigen Streites, wobei die früheren Parteigenossen sich gegenseitig als Opfer wählen, was nach Freud als der Zustand der Bruderswistigkeiten nach dem Tode des Urhordenvaters anzusehen ist, wobei das Vaterland an Stelle der begährten Mutter tritt.

Gerade die psychische Spannung bei der Masse, die Spannung zwischen den unbewußten Wünschen, den König aus dem Wege zu räumen und der damit verbundenen kräftigen Abwehr dieser Wünsche durch das Über-Ich wurde Damiens verhängnisvoll. Bei seinem Verhör, das mit den grausamsten Martern einherging, zeigt sich in übertriebenem Maße der Nachteil, der nach Alexander und Staub jedem Verhör anhaftet. Mit Gewalt will man eine Antwort erpressen auf die Frage, warum er die Missetat verübt hat, eine Frage, auf die wohl kaum ein Verbrecher die Antwort geben kann, weil ihm die unbewußten Beweggründe ebenso unbekannt sind wie denen, die ihn fragen. So ersehen wir auch aus den Antworten von Damiens, daß er tatsächlich nicht weiß, was ihn zu der Tat getrieben hat, was auch aus dem Brief hervorgeht, den er aus der Haft an den König geschrieben hat. Nur gibt er immer wieder und wieder dem Erzbischof von Paris die Schuld, der sich mit dem König überworfen hatte und den armen Leuten die Sakramente verweigerte. Wenn sich dies nicht zugetragen hätte, behauptet er, hätte er dieses Attentat nie verübt. Obwohl dies vielleicht als willkürliche Deutung erscheinen mag, kann man hierin die Bindung an die Mutter sehen, die ihm ihre Liebe verweigerte.

Von weit größerem Interesse für uns ist aber eine andere Äußerung von ihm, daß, wenn man ihm am Tage vor dem Attentat zur Ader gelassen hätte, wie er es verlangte, es nicht zu seinem Anfall gekommen wäre. Dies können wir in Zusammenhang bringen mit dem oben geschilderten Charakter-

zug, daß er die Veranlagung hatte, nach der Missetat in Selbstbeschuldigungen zu verfallen, zumal wir weiter wissen, daß er sich wiederholte Male einen Aderlaß geben ließ, um sich von unangenehmen psychischen Spannungen zu befreien. Insbesondere nach seinem großen Diebstahl scheint er entsetzlich an Schuldgefühl gelitten zu haben und es fällt uns auch auf, daß er das gestohlene Geld offenbar nicht für sich selbst benützt hat, sondern es bei jemand anderem in der Wohnung versteckt hat, womit er gewissermaßen seine Tat wieder ungeschehen zu machen versuchte. Die hemmende Funktion seines Gewissens zeigt sich auch in der Tatsache, daß er, obwohl im Besitze eines lebensgefährlichen Messers, bloß ein kleines, winziges Messer zur Tat benützte, mit dem er unmöglich jemanden töten konnte. Wenn er also dann später behauptete, er habe den König durchaus nicht töten wollen, sprach er damit ganz bestimmt die Wahrheit. Ein ähnliches Kompromiß finden wir bei dem viel psychotischeren Ravaiillac, der (ebenso wie Jaques Clément,) von Wahnideen beherrscht wurde und unzählige Halluzinationen gehabt haben soll und der die Spitze seines Messers abschliff, als er das erste Mal auszog, um Heinrich IV. zu treffen. Als er ihn dann später wirklich tötet, nimmt er dazu ein lächerlich großes Messer. Alles in allem hat man allen Grund anzunehmen, daß Damiens zu dem zuerst von Freud beschriebenen¹ und später von Reik² u. a. ausführlicher geschilderten Typus des Verbrechers aus Schuldgefühl gehört, von dem Alexander und Staub einen sehr interessanten Fall in ihrem (oben angeführten) Buche schildern. Diese Menschen werden durch ein unbestimmtes Schuldgefühl, das meistens auf dem Ödipuskomplex fußt, zu kriminellen Handlungen getrieben, wobei ihr Strafbedürfnis durch die Verurteilung befriedigt und ihr Gewissen durch die Buße beruhigt wird. Damit fänden wir auch eine Erklärung für die wiederholten Aderlässe.

Alexander und Staub teilen die Kriminellen in akute und chronische ein, von denen die ersteren zu den im übrigen normalen Menschen gehören, die momentan unter dem Einfluß der Verhältnisse zu einer einmaligen strafbaren Handlung getrieben werden, aber nicht zu einer bestimmten psychologischen Gruppe zusammengefügt werden können. Ihnen gegenüber stehen dann die Chronisch-Kriminellen, die auf Grund ihrer persönlichen Veranlagung zu Verbrechen neigen. Diese letztere Gruppe teilen sie dann wieder ein:

- 1) neurotische Kriminelle, bei denen sich die asozialen Handlungen aus

1) Freud, Ges. Schriften, Bd. X, S. 312.

2) Reik, Geständniszwang und Strafbedürfnis. Probleme der Psychoanalyse und der Kriminologie. Wien 1925.

einem Konflikt zwischen den sozialen und asozialen Teilen der Persönlichkeit ergeben. Dieser Konflikt entsteht aus ähnlichen seelischen Einwirkungen der frühen Kindheit und des späteren Lebensschicksals wie die Psychoneurose (psychologische Aetiologie);

2) die in ihrem psychischen Aufbau dem Normalen ähnlichen Kriminellen, die sich aber mit kriminellen Vorbildern identifizieren (soziologische Aetiologie);

3) die organisch bedingte Gruppe auf der Grundlage von organischen Krankheitsprozessen (biologische Aetiologie);

Schließlich reihen Alexander und Staub hier noch die Gruppe von gewöhnlichen Verbrechern an, die wegen ihrer vollständigen sozialen Unangepaßtheit ihre Triebe sofort in Taten umsetzen und bloß durch die Macht von außen und die Angst vor Vergeltung gehemmt werden. Das sind sozusagen die Menschen ohne Über-Ich. Es erscheint mir nicht richtig, diese Menschen mit denen auf der Naturstufe in der Entwicklung des Urmenschen zu vergleichen, wie die Autoren es tun, wenigstens nicht mit der Entwicklungsstufe der jetzt existierenden Naturvölker. Vielmehr läßt sich hier ein Vergleich ziehen mit dem ganz jungen Kind vor der Entwicklung jeglichen Über-Ichs.

Nach dem Vorangegangenen fällt es nun nicht schwer, Damiens in die Gruppe der Neurotisch-Kriminellen einzureihen, was dann auch die Möglichkeit zuläßt, ihn als einen Verbrecher aus Schuldgefühl aufzufassen, welcher Typus als ein extremer Fall des neurotischen Agierens gelten kann. Nachdem Damiens das Strafbedürfnis seines Unbewußten einigemale durch Aderlässe befriedigt hatte, die man wohl als eine symbolische Kastration ansehen muß, und nachdem er durch eine tatsächlich verübte Missetat in Form des Diebstahls an seinem Chef, die wir in Anlehnung an die von Odier in der „Revue Française de Psychanalyse“ veröffentlichten Analyse vielleicht als Kastration des Vaters auffassen dürfen, für sein Schuldgefühl eine reelle Grundlage erhalten hatte, beging er die Tat, die ihm eine so entsetzliche Strafe einbringen mußte. Nach dem Attentat auf die Vaterfigur, seinem Land der Mutterimago zuliebe begangen, bleibt er mit dem Hut am Kopf stehen, um seine genitale Unversehrtheit zu demonstrieren. Unverstanden bleibt dann aber noch seine unbegründete Mahnung an die Adresse des Kronprinzen, dem ja in diesem Moment, wie sich nachträglich herausstellte, gar keine Gefahr drohte, es wäre denn, daß sich Damiens in diesem Moment mit dem Sohn des Königs, des Vaters, auf den er soeben sein Attentat verübt hatte, identifizierte.

Aber lassen wir jetzt den Täter beiseite, um zu unserem eigentlichen

Gegenstand zu gelangen, zu der Erklärung der Strafe, ihrer Art und ihres Umfangs. Obwohl die dem König beigebrachte Wunde eine sehr leichte und der Missetäter ein halber Irrsinniger war, muß man in der Geschichte von Frankreich 147 Jahre zurückgehen, um in der Hinrichtung des Ravaillac im Jahre 1610 ein Beispiel einer ähnlichen Bestrafung zu finden, woran hervorgeht, daß man auf dem Gebiet der Humanität keine großen Fortschritte gemacht hatte. Keinesfalls läßt sich dieser besondere Fall von Justizgrausamkeit so einfach erklären wie Dühren (Iwan Bloch) es tut, der in seinem Werk über den Marquis de Sade alles auf eine besondere sadistische Veranlagung des französischen Volkes zurückführt.

Während seines Verhörs war Damiens im Ganzen heiterer Stimmung, er machte Witze und legte eine ziemliche Gleichgültigkeit an den Tag, was vielleicht als eine Art manischer Reaktion, also aus einem Zusammenfallen von Ich und Über-Ich, erklärt werden kann. Als das Verhör zu Ende war, wurde das Urteil verkündet. Er wurde verurteilt auf dieselbe Art und Weise wie Ravaillac hingerichtet zu werden. Dadurch sollte Ludwig XV. mit dem besten König, den Frankreich je besessen hatte, tatsächlich gleichgestellt werden, was wohl auf eine Überkompensierung der Haß- und Verachtungsempfindungen gegen das Königtum, die nur durch Ehrfurcht unterdrückt waren, hinweist.

Der 28. März war der große Tag und schon lange vorher waren die Fenster an der Place de Grève um hohe Summen vermietet. Von nah und fern war man nach Paris gekommen, um sich das Schauspiel anzusehen. Auf der Straße war ein ungeheures Gedränge, schon früh morgens sicherte man sich einen guten Platz, keine Mansarde, kein Fenster blieb unbesetzt und die Dächer waren überfüllt. Sowohl die untern Volksschichten wie auch der Adel waren auf den Beinen, und wollten damit, wie Madame de Hausset in ihren Mémoires schreibt, dem König einen Beweis ihrer Anhänglichkeit geben. Größere Anhänglichkeit hätte man aber gezeigt, wenn man seinen Wunsch erfüllt hätte, „Monsieur“, wie der König immer seinen Attentäter nannte (diese Ansprache, mit der man gewöhnlich den Bruder des Königs bezeichnete, berührt uns ganz eigentümlich), mit Gefängnisstrafe davonkommen zu lassen, wogegen sich aber die Richter, die eine „Aufsehen erregende Rache“ — sicherlich als abschreckendes Beispiel nicht überflüssig — als notwendig erachteten, sehr gewehrt hatten. Gerade durch diese Hinrichtung brachte man seinen Fürstenhaß zum Ausdruck.

Damiens wurde zuerst, wie es üblich war, nach der Nôtre-Damekirche geschleppt, um dort Buße zu tun und darauf zum Schaffot geführt. Hier mußte er noch längere Zeit auf den Henker warten, der seine Sachen noch nicht

bereit hatte, was diesem einige Tage Gefängnis kostete. Nachdem das Urteil zum soundsovielten Mal verlesen worden war, soll Damiens gesagt haben, „es wird heute ein heißer Tag werden.“ Dann wurde er entkleidet und er betrachtete voll Staunen und Neugierde seine Gliedmaßen, ebenso wie er auch die rechte Hand, in die man ihm das Messer, mit dem er das Attentat verübt hatte, gab, verwundert ansah, als man sie mit siedendem Öl, Teer und ähnlichem begoß und verbrannte. Sein Gebrüll dabei soll herzzerreißend gewesen sein, und es standen ihm die Haare zu Berge. Vorher hatte man ihn zwei Stunden hindurch mit glühenden Zangen gepeinigt und zum Schluß sollte er von Pferden auseinandergerissen werden, was auch noch 1½ Stunden dauerte. Man hatte sich sechs extra kräftige Pferde beschafft, die 3600 Livres gekostet hatten, weil man sich daran erinnerte, daß die Kraft der Pferde bei Ravallac nicht ausgereicht hatte, so daß ein edler Ritter eines der ermatteten Pferde durch sein eigenes ersetzt hatte als besonderes Zeichen seiner Huldigung gegenüber seinem toten Fürsten. Auch jetzt stellte es sich heraus, daß die Pferde trotz Reißens und Zerrrens, wobei man den Körper kürzer und länger werden sah, nicht imstande waren, ihn auseinanderzureißen, so daß die Richter berieten, was zu tun sei und der Henker schließlich die Gelenke einschnitt, da es unterdessen zu dunkeln begonnen hatte und man schon das Ende ersehnte. Daraufhin lösten sich die Beine vom Rumpf, dann ein Arm und noch immer lebte das Opfer, das während dieser Zeit grau geworden war; schließlich beim zweiten Arm brachte der Tod die Erlösung. Die Reste wurden verbrannt und in die vier Windrichtungen zerstreut. Auch die Familienmitglieder vergaß man nicht, sein Vater, seine Frau und seine Tochter wurden landesverwiesen und alle seine übrigen Verwandten mußten einen andern Namen annehmen, sein Haus demolierte man. Dies ist in Kürze der Verlauf dieser abscheulichen Hinrichtung.

Sehen wir einmal an, was die Psychoanalyse von der strafenden Gesellschaft lehrt. Reik geht in seinem „Geständniszwang und Strafbedürfnis“ so weit, die Strafrechtstheorie aus dem immer vorhandenen Strafbedürfnis des Missetäters, wodurch dieser zur Tat getrieben wird, erklären zu wollen. Die Strafe befriedigt dann dieses Strafbedürfnis und zugleich wird auch das unbewußte Strafbedürfnis der Gesellschaft dadurch befriedigt, daß diese sich mit dem Missetäter identifiziert. Wir könnten dies auch anders ausdrücken, wenn wir sagen, das Strafbedürfnis der Masse wird auf den Missetäter projiziert und in seiner Hinrichtung befriedigt. Beim Individuum finden wir denselben Mechanismus.

Ebenso kann man auch das Quälen der Umgebung durch den Neurotiker

und vielleicht auch viele Fälle unerwarteter Aggression der Schizophrenen erklären. Ich erinnere mich an einen Patienten, der infolge von inzestuösen Phantasien von Gewissensbissen gequält wurde und diese dadurch zu beschwichtigen versuchte, daß er ein Todesurteil an seiner Katze vollzog. Eine andere Patientin erwürgte ein Vögelchen und brachte dies mit einem schon vor langem unternommenen Selbstmordversuch in Zusammenhang, über den sie sich jahrelang die heftigsten Vorwürfe gemacht hatte.

Die Strafe hat den Zweck, das Über-Ich bei der Unterdrückung seiner kriminellen Neigungen zu unterstützen. Daher braucht man die Strafe als abschreckendes Beispiel umsomehr, je mehr die verbrecherischen Impulse nachzudrängen versuchen. Je lauter der Mensch nach Bestrafung des Missetäters ruft, destomehr hat er mit eigener Verdrängung asozialer Triebe zu kämpfen, sagen Alexander und Staub. Das finden wir nun in der Bestrafung von Damiens verwirklicht. Wir haben versucht darzulegen, wie unter der Masse Unzufriedenheit herrschte und wie diese mit der unbewußten Neigung, den König aus dem Wege zu räumen, verbunden war, was wieder mit dem Vaterhaß aus dem Ödipuskomplex zusammenhing. Daher wurde also das Strafbedürfnis der Masse durch die grausame Strafe an Damiens als Buße für die vorhandenen asozialen Triebe erlitten, befriedigt und diese Strafe war als fürchterliche Drohung zugleich eine Stütze im Kampfe gegen die nachdrängenden kriminellen Neigungen, die sich schließlich in der Revolution einen Ausweg bahnten. Wir werden vielleicht annehmen dürfen, daß ohne das von Damiens verübte Attentat die Revolution schon früher ausgebrochen wäre, und Ludwig XV., der dies eher als sein Enkel verdient hätte, hingerichtet worden wäre. Daß die Todeswünsche gegen den König schon sehr stark geworden waren, geht aus dem Gerücht hervor, daß der König tot oder das Messer vergiftet gewesen sei, und dies geht auch daraus hervor, daß man Damiens immer „assassin“ (Mörder) und „assassin du roi“ (Königsmörder) nennt, was auch Voltaire tut, von dem man nicht erwarten kann, daß sein Abscheu gegen Damiens echt war, da er infolge seiner zahlreichen Verbannungen sehr viel erlitten hatte. „Assassin“ heißt nach Larousse „qui tue, meurtrier“ (der tötet, Mörder) und „assassinat“ „meurtre commis par un assassin“ (Mord, von einem Mörder begangen). Außerdem geht die Tatsache, daß man sich mit Damiens identifizierte, noch daraus hervor, daß die Stadt d'Amiens ersuchte, ihren Namen in Louisville umzuändern. Schließlich kann man das Schuldbewußtsein auch aus dem hartnäckigen Fahnden nach Komplizen entnehmen.

Neben der Befriedigung des Strafbedürfnisses geben Alexander und Staub auch noch die Rache als affektive Wurzel der Strafe an. Diese ist

eine Reaktion auf Aggressionen von außen. Wenn der Mensch durch Einflüsse von außen Unlust empfindet, dreht er die Situation um und geht aggressiv gegen diese Einflüsse vor. Freud drückt dies mit den Worten aus: „Was man passiv erduldet, ist man bestrebt, aggressiv auszuleben.“ Als Beispiel führen Alexander und Staub einen kleinen Buben an, der vom Zahnarzt nachhausekommend, mit der kleinen Schwester Zahnarzt spielt, wobei er selbst die Rolle des Zahnarztes einnimmt und sich in dieser Weise an einem unschuldigen Opfer für die erlittenen Schmerzen rächt. Etwas Ähnliches sehen wir bei unserm Fall, wo die Menge sich für ein ihr angetanes Leid rächt, während gleichzeitig für den Angriff auf die gute Seite der Vaterfigur Rache genommen wird.

Zum Schluß muß noch ein drittes affektives Motiv der Strafe Erwähnung finden, daß sie nämlich eine versteckte Befriedigung für verdrängte sadistische Tendenzen bietet. Die Identifizierung mit der strafenden Gesellschaft ermöglicht dem Rechtschaffenen ein Sichausleben in Aggressionen in erlaubter Form, sagen Alexander und Staub, und ich möchte noch hinzufügen „auch in unerlaubter Form“. Als eine solche müssen wir doch wohl die Erfahrung Casanovas betrachten, die er machte, als er der Hinrichtung beiwohnte. Er war in Gesellschaft einiger Damen und Herren, die sich in zwei Reihen auf den Stufen vor einem Fenster placierten. Dabei hatte man die Röcke der Damen beiseite geschoben, damit diese nicht schmutzig würden. Einer der Herren machte dies aber in so übertriebener Art und Weise, daß als Casanova zur Seite blickte, er sah, wie sein Freund Tiretta in einer nicht näher zu erörternden Weise sich mit einer alten Dame, die vor ihm stand, beschäftigte. Ermutigt durch das Jammern des Opfers unterhielten die beiden sich so zwei Stunden lang.

Daß die Hinrichtungen früher festliche Veranstaltungen waren, so wie heute die Gerichtsverhandlungen und als solche einen erlaubten Abfluß des unbefriedigten Sadismus ermöglichten, ist klar. Später erfüllten Sport und Wettstreite diese Funktion. Es wäre daher auch, nach Alexander und Staub ein gefährliches Experiment, einem Volk seinen Sport, zum Beispiel dem spanischen seine Stiergefechte zu nehmen, weil der Krieg eben bloß dann und wann eine Abfuhrmöglichkeit bietet. So war auch, wie gesagt, die Hinrichtung Damiens ein großes Volksfest, man war schon früh an Ort und Stelle und verkürzte sich die Wartezeit mit Kartenspiel, während absichtlich alles so angeordnet war, daß man nach Ablauf des Festes noch in die Theater gehen konnte. Hauptsächlich die Damen hatten sich in großer Zahl eingefunden und verfolgten das Schauspiel mit Spannung bis zu Ende, wenn notwendig mit Hilfe des Riechfläschchens. Eine der Damen konnte ihr Mitleid mit dem einen armen abgeschundenen Pferd nicht verbergen, vergaß

dabei ganz an die Martern des Menschen. Das spricht für die Auffassung Ophuijsens über die Wurzel des Sadismus, der keine Rücksicht auf die Empfindungen des Opfers nimmt.¹ Das ganze Fest erinnert an die Totenmahlzeit, wobei das Über-Ich kannibalistisch verschlungen wird, wodurch das von allen Sünden erlöste Ich sich in der Manie auslebt und Ich und Über-Ich zusammenfallen. Diese Begründung läßt einen auch die oral-sadistische Befriedigung verstehen, die bei solchen Festen selten fehlt. In der Volksschule hat man schon gelernt, daß Tichelaar beim Mord an de Witt² sein Auge verschlang und daß das Fleisch den Meistbietenden verkauft wurde; die Überreste Ravallacs wurden im Triumph herumgetragen und eine Frau biß hinein; auch die Septembermorde während der Revolution bieten viele ähnliche Beispiele. Im Falle Damiens vermissen wir derartige Mitteilungen.

So wie bei jedem Fall, der nicht einer direkten Analyse zugänglich ist, finden wir in den mitgeteilten analytischen Deutungen viel Unbewiesenes und Anfechtbares, wobei noch vieles ganz ungeklärt bleibt. Doch bin ich der Meinung, daß man mit Hilfe der späteren analytischen Funde auf dem Gebiete der Soziologie und der Kriminalität eine Erklärung für ein historisches Ereignis finden kann, das ohne psychoanalytische Kenntnisse in Dunkel gehüllt geblieben wäre.

1) Auf diesem sadistischen Zug im weiblichen Charakter fußt Hanns Heinz Ewers' Novelle „Die Hinrichtung des Damiens“, worin eine verschlossene Edelfrau, die nach außen das Leben einer Heiligen führt, sich jedesmal durch die Lektüre der von ihr selbst abgeschriebenen ausführlichen Schilderung der Hinrichtung des Damiens vom Herzog de Croy in einen somnambulen Zustand versetzt. Aus dieser Novelle geht hervor, daß Ewers Damiens Tat mit dem Ödipuskomplex in Zusammenhang bringt. Der Erzähler schildert sein mysteriöses Liebesverhältnis mit der ältern, verheirateten Frau und wird fortwährend durch Gewissensbisse gequält, die er seinem Gastgeber, dem Gatten, gegenüber empfindet. Nachdem er über verschiedene Strafen nachgegrübelt hat, entdeckt der Gatte, als wollte er damit zeigen, was die Folge eines derartigen Verhältnisses sein kann, ihm das Geheimnis seiner Frau. In der Beschreibung der weiblichen Hauptperson finden wir die typische Ambivalenz in bezug auf die gute und böse Mutter in einer Person vereint. Damit die Erzählung an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lasse, schildert Ewers zu Beginn Paarungen bei Tieren, bei denen nach Ablauf der Paarung das Weibchen das Männchen tötet wie z. B. bei manchen Spinnen. Daher kann wohl die geschilderte Liebe nur als eine inzestuöse aufgefaßt werden.

2) Jan de Witt, einer der größten Staatsmänner Hollands, und sein Bruder, Cornelis de Witt, wurden am 20. August 1672 im Haag von der Menge unter Führung Tichelaars auf besonders grausame Weise ermordet. (Anm. d. Übers.)

Ein elementares Jahrhundert

Von

Otto Flake

Vor etwa einem Jahrzehnt schrieb Otto Flake in seinen „Fünf Hefen“ den Satz nieder: „Liest man die Bücher von Sexualforschern und Nervenärzten der alten Schule, danach die von psychoanalytisch geschulten, ist der Unterschied eminent; dort die ganze Hilflosigkeit und anmaßende Kurpfuscherei von Leuten, die Dinge begutachten, in deren Inneres sie sich nicht versetzen können, weil sie durch die Wissenschaft dazu erzogen sind, nur das physisch Wahrnehmbare als Objekt gelten zu lassen; hier die noch nicht formulierte, aber de facto befolgte Auffassung, daß die Begriffe Körper und Geist völlig belanglos sind, daß ein Lebewesen ein Ort ist, in dem Vitalität sich manifestiert, daß also in letzter Instanz jedes Lebewesen eine in sich geschlossene, für sich normale Welt ist, deren System Gegenstand der Darstellung wird.“ Man wird daraus folgern können, welche Anforderungen Otto Flake jetzt an sich gestellt hat, als er an eine Lebensbeschreibung des berühmten Marquis de Sade ging. Nicht gerade weil ein von der Psychoanalyse als so wichtig gekennzeichnete Partialtrieb der Sexualität eben nach jener Gestalt des 18. Jahrhunderts benannt ist, sondern weil jene problematische Gestalt an sich einen psychologisch bemerkenswerten Aspekt bietet, wird jeder Psychoanalytiker interessiert nach der Sade-Biographie Flakes greifen. Sie ist soeben im Verlag S. Fischer, Berlin, erschienen. (Unter dem Titel: „Marquis de Sade. Mit einem Anhang über Rétif de la Bretonne.“) Neben den einzelspsychologischen Gesichtspunkten kommen besonders die zeitgeschichtlichen und kulturpsychologischen zur Geltung, ohne daß ein Wust historischer Bagatellenhäufung die Klarheit des Porträts (wie das z. B. bei Dühren leider der Fall ist) gefährdete. Mit Genehmigung des Verfassers und des Verlags drucken wir hier das erste Kapitel des Buches ab. Es geht von der Hinrichtung des Damiens aus und der Leser wird erkennen, daß wir es nicht zufälligerweise an die vorangegangene Skizze des holländischen Psychoanalytikers Endtz anschließen lassen.

Damiens hatte am 5. Januar 1757 ein Attentat auf Ludwig den Fünfzehnten gemacht und ihn nur unerheblich im Gesicht verletzt. Er wurde des Königsmordes, des verruchtesten aller Verbrechen, angeklagt und zu der Strafe verurteilt, die 1610 am Mörder Heinrichs des Vierten vollzogen wurde.

Die Hinrichtung fand am 28. März statt. Sie sah einen Auftakt und einen Hauptteil vor. Am Morgen riß man das Fleisch des Verbrechers mit glühenden Zangen auf und goß geschmolzenes Blei, brennendes Pech und siedendes Öl hinein. Über Mittag erholte sich der Delinquent, und das Volk von Paris, die Bauern aus der Umgegend, die Fremden hatten Zeit, sich aufzustellen. Es war ein Schaustück, zu dem alles zusammenströmte. Die Hinrichtung war öffentlich, wie sie es noch heute in Frankreich ist.

Es gibt ungemein anschauliche, ja großartige Darstellungen des Vorgangs. Diejenige Monselets hebt sich ins Visionäre. Der Visionär ist der Verurteilte selbst; Monselet versetzt sich in ihn und schildert, wie bei diesem letzten Gang sich die Welt in seinen Augen spiegeln mochte.

Wohin auch sein Blick fiel, überall bemerkte er nur die Menge, immer wieder die Menge. Die Menge unter der Arkade Saint-Jean. Die Menge in den ersten Häusern der Rue de la Mortellerie. Die Menge in der Rue de la Vannerie. Die Menge in der Rue de la Tannerie. Die Menge an der Kreuzung der Rue de l'Épine und der Rue de Mouton. Die Menge an allen Ausgängen des Platzes. Auf dem Platze selbst eine kompakte Menge bestehend aus allen möglichen Elementen, aber vor allem aus dem Pöbel. In den Fenstern eine geschmückte, kokette Menge; vornehme Herren und große Damen, große Damen besonders, die mit dem Fächer spielten und ihre Riechfläschchen im Fall einer Ohnmacht bereit hielten.

Auf dem Platz warteten Beichtväter, Pferde und Henker, die unter dem Befehl Samsons aus der berühmten Scharfrichterfamilie standen. Sie hantierten mit Zangen, Kohlenbecken und siedenden Flüssigkeiten. Ihrer sechs banden Damiens, rösteten ihm die rechte Hand über Feuer, rissen Stücke aus den Körper und schütteten Blei oder Öl in die Wunden. Vor Entsetzen richtete sich seine Haare auf dem Kopf auf; der Gestank des verbrennenden Fleisches erfüllte den Platz.

Dann traten die Pferde in Aktion. Jedes stand nach einer anderen Himmelsrichtung; sie sollten das Opfer, das mit Armen und Beinen an sie gefesselt wurde, vierteilen. Das Opfer war so kräftig gebaut, daß man länger als eine Stunde auf die Tiere einhieb, ohne zum Ziel zu kommen. Während der ganzen Zeit schrie Damiens. Man ließ noch mehr Pferde kommen umsonst. Es blieb nichts übrig, als Einschnitte zu machen, zuerst in die Hüftgelenke. Damiens hob den Kopf, um zu sehn, was man mit ihm anstellte. Er küßte das Kruzifix, das die Priester ihm entgegenhielten.

Die Pferde zogen wieder an, der linke Schenkel riß ab, das Volk klatschte: endlich. Der rechte Schenkel folgte; der Mann lebte und schrie. Nun durchtrennte man die Schultergelenke. Als beide Arme ausgerissen waren, sah man, daß er weiße Haare bekommen hatte. Der Rumpf wand sich noch, dann war es zu Ende. Die Reste wurden verbrannt und in die Winde zerstreut. Die Vierteilung hatte zwei Stunden gedauert.

Einige Kulturhistoriker haben in der Roheit dieses Verfahrens und in der Schaulust des Publikums einen Beweis für die Grausamkeit des französischen Charakters gesehn. Wer die Hinrichtung der Beatrice Cenci kennt oder sich der Hexenverbrennungen in allen europäischen Ländern erinnert oder die

Greuel des Dreißigjährigen Krieges nicht vergessen hat, weiß, daß diese Dinge nichts mit dem Charakter eines einzelnen Volkes zu tun haben.

In einem bestimmten Sinn reicht das europäische Mittelalter bis zur großen Revolution. Das erbarmungslose Vergelten gehört zum Wesen der feudalen Epoche, in der Werte wie Gott, König, Gesellschaft, Recht und Unrecht noch absolut, noch eindeutig waren. Es fiel nicht schwer, nachzuweisen, daß die religiösen Zeiten die grausamen sind; der Intensität nach der einen Seite entspricht die nach der anderen. Die religiöse Inbrunst mochte im 17. Jahrhundert, das die Aufklärung brachte, schon abgenommen haben — die Justiz beharrte noch in den alten Formen.

Was aber die gaffenden Zuschauer betrifft, so sollte kein Zweifel darüber bestehen, daß in dem Augenblick, wo Menschen zu einer Masse zusammengerinnen und ihnen ein atemraubendes Geschehnis geboten wird, die panische Seele hervortritt, aus einer Unterwelt, in der alles Gier, Lüsternheit, freilich unter Umständen auch Hingerissenheit und Begeisterung ist. Der übergeordnete Begriff, unter den beide Extreme fallen, heißt Erregung.

Wenn wir bei Casanova, der der Hinrichtung des Damiens unter Ekelgefühlen beiwohnte, lesen, in welcher Form die aus den Fenstern schauenden Damen dank der Unverfrorenheit der Kavaliers auf ihre erotischen Kosten kamen, während drunten der Gemarterte aufbrüllte, begegnen wir einem Beweis für den Zusammenhang von Wollust und Grausamkeit.

Die guten Damen machten der Tugend die berühmte Verbeugung, indem sie sich stellten, als merkten sie nichts, eingepfercht wie sie waren. Aber indem wir sie sachlich beobachten, stellen wir doch ihren Zynismus fest und werden nun nicht mehr voreilig urteilen, wenn wir von ihm einen Schluß auf den des ganzen Zeitalters, auf den dieser Gesellschaft ziehn.

Es gibt Leute, die in der Kulturgeschichte ästhetische Befriedigungen suchen und das Dixhuitième, indem sie sich auf Reifrock, Menuett und das Boulemöbel beschränken, als eine Zeit der heiteren Eleganz und nichts weiter auffassen; sie verklären. Das Verklären hat seine Berechtigung, aber man darf darüber nicht zum Schönredner werden. Man muß, in allen Zeitaltern, unter der Oberfläche die abgründige Tiefe sehn, in der die elementaren, die chthonischen Gottheiten wohnen.

In einem einzigen Abschnitt ihrer Geschichte haben die abendländischen Völker das Wissen um die Abgründe vergessen, im bürgerlichen Zeitalter zwischen 1815 und 1914. Sie glaubten, das Elementare sei gebändigt und gehöre der Geschichte an. In Amerika glaubt man es noch heute. Die Aufteilung der Kulturgeschichte in Literatur-, Musik- Geistes- und andere Ge-

schichte hat ihre Gefahren. Man hört in diesen Zweigen ausschließlich vom Hohen und Ordnungshaften.

Echte Kulturgeschichte ist etwas anderes; sie soll volle, realistische Anschauung überliefern. Wenn sie das tut, kreuzt sie sofort als unwillkommener Störenfried die Wege der idealistischen, der zivilisatorischen Geschichtsschreibung, die im Namen von Aufklärung und Menschlichkeit Dinge wie Folter, Hinrichtung, Blutrausch, Grausamkeit verabscheut. Der Abscheu wertet und mißt das, was einmal war, an dem, was sein soll; Anschauung stellt fest, was war, und sieht tiefer.

Von der Wertung her gesehen, sind die Grausamkeit und der Zynismus, die in das Gesicht der Gesellschaft vor der großen Revolution die beiden stärksten Züge graben, Symptome des Verfalls, der Zersetzung, der Minderwertigkeit. Die Anschauung sagt vorsichtiger: Symptome einer Veränderung. Die Anschauung sieht in dem Zerfall, den sie nicht leugnet, zugleich die ungeheure Kraft, die am Werke war.

Niemand von uns käme es in den Sinn, die Justiz, deren Opfer Damiens war, zu verteidigen. Aber rein geschichtlich betrachtet, war diese vormoderne, noch feudalistische, dem Gottesstaat dienende Justiz eines der Mittel, um das Einströmen elementarer Empfindungen in die Menschenwelt zu ermöglichen. Innerhalb des echten, des klassischen Gottesstaates, nämlich des Mittelalters, verstehen wir das ohne weiteres. Es mag zunächst gesucht erscheinen, dieses Mittelalter bis 1789 anzusetzen; aber der Gewinn besteht darin, daß auch der Strom der chthonischen Kräfte bis an dieses Jahr herangebracht und damit ein großer Zusammenhang sichtbar gemacht wird. Die französische Revolution führt die Dekadenlehre ad absurdum; ein Wüten von solchem Ausmaß war nicht mehr bloß Verfall, sondern Ausbruch und Geburtsakt. Der dritte Stand setzte sich durch, der vierte steht schon hinter ihm.

Untersucht man, und das ist ja hier die Aufgabe, irgendein Ereignis des 18. Jahrhunderts, so muß man es nach zwei Seiten profilieren: nach dem Untergang einer Gesellschaft und nach dem Aufgang einer neuen. Wenn sich je eine Gesellschaft ihr Grab selbst geschaufelt hat, dann die des ancien régime. Blutarmut jedoch kann man ihr bei diesem Beginnen nicht vorwerfen; sie entfesselte mit eigenen Händen die grausamen und blutigen Instinkte. Sie genoß ihre Selbsterstörung, es gibt zahllose Belege, vom Regenten bis Mirabeau.

Die Verkommenheit war vital, grausam, zynisch, herausfordernd; das *Après nous le déluge* gehört hierher. Es war kein Jahrhundert der Schäferspiele, sondern ein elementares. Je mehr sittengeschichtliche Züge man zu

sammen trägt, desto verruchter wird das Bild eines Hofes und einer Stadt, die als unerschöpfliches Reservoir des Lasters diene. Aber das Verruchte ist nicht schwächlich. Wir treten in ein Zeitalter der extremen Entfesselung ein.

Es bleibt jedem unbenommen zu sagen: ein gütiges Schicksal behüte uns vor der Bestie; aber es macht nicht dümmere, die Bestie kennenzulernen. Die Bestie lebt nicht außerhalb des menschlichen Bezirkes, sondern in ihm. Durch die Sprengung der Hemmungen und der bürgerlichen Ordnung erweitert sich dieser Horizont. Angesichts der radikalen Temperamente, die die Revolution vorbereiteten und machten, kann man von einem Dämon sprechen, der diese Menschen antrieb, die herkömmlichen Grenzen des Menschlichen in Frage zu stellen und die letzten Möglichkeiten kennenzulernen. Der Haß gegen Demut, Selbstbeschränkung und Unterwürfigkeit ist charakteristisch für den Jakobiner. Das theokratische Weltalter endete mit einem Atheismus, in dem das Ich den Abfall Satans vollzog. Mit der abfertigen Bezeichnung Pathologisch ist wenig gewonnen.

August Strindberg

Eine psychoanalytische Studie

Von

Karl Bachler

Es geschieht an dieser Stelle nicht zum ersten Male, daß Psychoanalyse und Literaturwissenschaft sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließen. Nur sei hier gestattet, in aller Kürze auf die Möglichkeiten einer solchen gemeinsamen Zielsetzung zweier grundverschiedener Wissenschaftszweige noch einmal grundsätzlich hinzuweisen. Denn wie bei jedem anfänglichen Versuch bedeutet die Verkenntung innerer Grenzen eine Gefahr, und eine Verbindung beider Wissenschaften kann jetzt und für die Zukunft nur dann fruchtbar sein, wenn sie sich ihrer Grenzen im Methodischen und Geistigen gleichermaßen bewußt bleiben. Worauf es der Literaturforschung als Stoff-, Gehalts- und Formgeschichte stets vor allem ankommt, ist die geistige Erfassung, ja geradezu die Gestaltung der großen dichterischen Persönlichkeit und

ihrer Zeitverbundenheit. Alle noch so splitterhafte Kleinarbeit des Forschers ist schließlich diesem Ziele, Ganzheit und Geschlossenheit zu erkennen, geweiht. Die Denkrichtung der literarhistorischen Methode ist also im wesentlichen synthetischer Natur. Die Psychoanalyse, die sich die Durchforschung des Unbewußten zum Ziel setzt, ist an der Existenz der Persönlichkeit als unantastbare Geschlossenheit durchaus wenig interessiert, wenn sie nicht ihre Bedingtheiten, ihre letzten seelischen Abhängigkeiten im Unbewußten aufdecken kann. Das Werk, der Charakter des Schöpfers, die dichterische Persönlichkeit, das Symbol haben für den Psychoanalytiker nur dann Bedeutung, wenn er sie einer seelischen Analyse unterwerfen kann. Diese Denkrichtung ist, im Gegensatz zur synthetischen der Literaturwissenschaft, durchaus analytisch, wie es ja auch im Begriff der Psychoanalyse deutlich ausgesprochen wird. Das sind Gegensätze im Methodischen, die an sich zunächst unvereinbar scheinen, und es ist wohl auch für die Zukunft anzunehmen, daß die Literaturgeschichte für die Psychoanalyse eine Quelle bieten wird und die Psychoanalyse für die Literaturgeschichte ein neues Mittel, im besten Falle sogar eine mathematische Probe auf die Richtigkeit einiger ihrer Ergebnisse. Wenn die psychoanalytische Durchdringung der Methodik der Literaturwissenschaft, ja schließlich der Kunstwissenschaften überhaupt, in einem weiten Ausmaße geschehen sollte, dann dürfen diese Wissenschaften in der Tat, wie Walter Muschg in seiner Schrift „Psychoanalyse und Literaturwissenschaft“ meint, so etwas wie ein Gottesgericht zwischen idealistischer und rationalistischer Geistesrichtung erwarten. Die Stellung der Literaturwissenschaft ist in diesem Zusammenhang die ungleich gefährdetere, denn schließlich kann das Ergebnis dieses Experiments für sie unter Umständen den Verlust einer schwer errungenen Erkenntnis über das Wesen der Dichtkunst überhaupt bedeuten. In einem wichtigen Kampfe allerdings könnte die Psychoanalyse der Literaturwissenschaft fruchtbar beistehen, nämlich im Kampfe gegen die aus den rationalistischen Prinzipien eines engen Ordnungsbedürfnisses erwachsene Schematisierung und Periodisierung von Persönlichkeiten und Geistesrichtungen, aus der zu jeder Zeit die große Persönlichkeit sich herausdrängt, und die nur mittleren Geistern gerecht wird. Hier kann die Besinnung auf Gemeinsamkeiten des Schaffensprozesses zu allen Zeiten und in allen

Gehirnen, die sich lediglich durch den Grad ihrer Aktivität unterscheiden, von allerhöchster Wichtigkeit sein.

Es fehlt zur Zeit nicht an Köpfen, die die Bedeutung des Phänomens Strindberg für den modernen Menschen empfinden. Nachdem die Philologie das ihrige getan hat, ist es an der Zeit, sich den geistigen und seelischen Problemen zuzuwenden, die die Persönlichkeit August Strindbergs noch immer wie in einen Nebel einhüllen. Diesem Ziele sei die vorliegende Arbeit gewidmet.

I

Die Eltern

„Die Erinnerung ist unser Kapital, das wir verzinsen müssen.“ A. Strindberg.

Der Gang der vorliegenden Untersuchung wird bestrebt sein, die synthetische Methode der Literaturwissenschaft mit der analytischen zu vereinen, d. h., von den seelischen Verhältnissen und Konflikten der frühesten Kindheit ausgehend zum Verständnis der Psyche der späteren Lebensgestaltung Strindbergs und seiner Anschauungen vorzudringen, also nicht lediglich rückschließend von der Gegebenheit eines spezifischen Falles zu den Ursächlichkeiten im Unbewußten vorzustoßen, wie es bei einer Krankenbehandlung der Fall sein dürfte. Eine solche Methode ist aber nur dann denkbar und anwendbar, wenn die einzelnen Lebensstationen einer Persönlichkeit wie in einer graphischen Darstellung klar vor dem geistigen Auge des Betrachters liegen; nicht erst mühselig erschlossen werden müssen, sondern nur einer im Sinne der Untersuchung sinnvollen Verknüpfung bedürfen. In diese bequeme Lage sind wir im Falle Strindberg versetzt. Das Problem seines Schaffens und seiner Persönlichkeit hat der Forschung nie Ruhe gelassen. Es stehen nicht nur umfassende Darstellungen der Biographen¹, Aufzeichnungen und Erinnerungen von Zeitgenossen², psychologische und medizinische Untersuchungen³, sondern auch autobiographische Werke⁴ und ein umfangreicher Briefwechsel mit ver-

1) H. Esswein; Nils Erdmann; E. Hedén u. a.

2) G. Brandes; Ad. Paul; Schleich; Ola Hansson u. a.

3) Jaspers, K. Strindberg u. van Gogh. II. A. Heidelberg 1926.

4) Autobiographische Lebensgeschichte, 5 Bde. IV. Abt. der deutschen Gesamtausg. Georg Müller, München. — Nach dieser Ausgabe erfolgen alle Zitierungen.

schiedenen Personen, der leider erst zum geringsten Teile zugänglich ist, zur Verfügung. Vor allem aber sind für die vorliegende Arbeit die Bände der Autobiographie von Wichtigkeit. In zeitlicher Folge sind es: „Der Sohn einer Magd“ und „Entwicklung einer Seele“, die die Zeit bis 1886 betreffen, „Die Beichte eines Toren“ für die erste Ehe von 1875—88, „Entzweit“ für die Jahre 1892—94, vor allem mit Bezug auf die zweite Ehe, „Inferno“, die Zeit von 1894—97 betref- fend, „Legenden“ für die Zeit 1897—98 und schließlich „Einsam“ für die Jahre 1899—1900. Während im „Sohn einer Magd“ und in der „Entwicklung einer Seele“ die Kindheit und Jugend des Dichters ihren Niederschlag finden, stehen die Schilderungen „Beichte eines Toren“ und „Inferno=Legenden“ schon im Zeichen der Hauptstadien der strindbergischen Krankheit, die in die Jahre 1887 und 1896 fallen dürfte. „Entzweit—Einsam“ ist als nachträglicher Bericht für die Untersuchung von geringem Werte. Es ist nun aber leider so, daß der Wert dieses unübertrefflichen Quellenmaterials insofern eine Beeinträchtigung erfährt, als die für diesen Zusammenhang gerade bedeutungsvollsten Teile der Lebensgeschichte zwar für die Erkenntnis der Krankheitserscheinungen ein glänzendes Mittel darstellen, für die Erschließung glaubwürdiger Verhältnisse und wirklicher Ereignisse jedoch mit Vorsicht anzuwenden sind, da sie in einer Zeit konzipiert wurden, in der nach Jaspers Forschungen⁵ der schizophrene Krankheitsprozeß schon mit einem ersten Schube begonnen hatte. So kommt es, daß Entstellungen und Erinnerungstäuschungen vielfach in Kauf genommen werden müssen. Es wird also unumgänglich sein, daß man sich für die Aufhellung wirklicher Zustände der frühesten Jugend Strindbergs an das Material hält, das die Biographen aus den Werken des Dichters selbst und Berichten der Zeitgenossen isolieren konnten.

Es ist vor Eintritt in die eigentliche Untersuchung nicht zu umgehen, in großen Zügen die Verhältnisse, in die Strindberg hineinge- bracht wurde, zu umreißen.

Johann August Strindberg wurde am 22. Januar 1849 in Stockholm im Hause des Dampfschiffkommissärs Carl Oskar Strindberg geboren. Der Vater hatte ein freies Liebesverhältnis mit der Tochter eines armen Schneidermeisters, die als Magd und Kellnerin

5) „Strindberg u. van Gogh“. II. A. Berlin 1926.

ihren Unterhalt verdiente, unterhalten. Kurz vor der Geburt August Strindbergs heirateten die beiden, damit der Knabe nicht außerehelich geboren würde, wie es bei dreien seiner Geschwister, die vor ihm geboren wurden, der Fall war. Nach ihm kamen noch weitere fünf Kinder zur Welt. Im umgekehrten Verhältnis zu diesem Kindersegen standen die wirtschaftlichen Verhältnisse im Elternhause. Das erste Gefühl, das Strindberg empfinden lernte, war, ein Unwillkommener zu sein. Denn es war nicht nur so, daß er in der Tat zuzeitig das Licht der Welt erblickte, sondern bei den drückenden Verhältnissen empfand er sein Unwillkommensein, das man ihn überdies oft genug überdeutlich spüren ließ, sehr empfindlich. Im Laufe dieser Darstellung wird sich zeigen, wie schon in diesem frühen Augenblick die Wurzeln für ein starkes Gefühl des Überzähligseins sich in die Seele des Kindes schlugen. „Er kam erschrocken zur Welt und lebte in beständigem Schreck vor Leben und Menschen“⁶. Ängstlich, verschüchtert, leicht zu Tränen geneigt, überempfindlich schildert er sich gern selbst. Die Mutter entstammte, wie schon angedeutet, dem Dienstbotenstande, der Vater dagegen war ein heruntergekommener Aristokrat mit den Resten schöngeistiger Neigungen. August Strindbergs späteres Verhältnis zu den Konflikten zwischen herrschender und dienender Klasse, zwischen Unter- und Oberklasse hat im Grunde in diesem Mißverhältnis der elterlichen Intelligenzen seinen Ursprung genommen. Strindbergs Stellung ist in diesen Fragen durchaus keine eindeutige, sondern schwankende, zu verschiedenen Zeiten verschiedene. In sich fühlt er das Blut des Vaters und zugleich zieht ihn ein unbestimmter Trieb zu der sozial untergeordneten Schicht, der seine Mutter entstammte. Später wird gezeigt werden, daß diese Artung ihre tiefe Berechtigung hat, insofern, als sie mit den unmittelbar aus dem Ödipuskomplex resultierenden Eigentümlichkeiten des strindbergschen Geistes tiefe Gemeinsamkeiten aufweist. Neben dem Gefühl, unwillkommen zu sein, war es außer dem Hunger die Angst vor dem Vater, die mitbestimmend wurde für des Dichters Charakterentwicklung. Der Vater war ein verbitterter, überstrenger, etwas bigotter Mensch, der nur zu leicht schlug und, da er fast nie außer Haus war, den Kindern zum immer drohenden Schrecken wurde. Noch im

6) Sohn einer Magd. S. 48.

Jahre 1908 schreibt Strindberg über seinen Vater: „Meinen Vater empfand ich immer als eine feindliche Macht“. Diese interessante Formulierung deutet unmittelbar hin auf eine Eigenart seiner späteren religiösen Einstellung, über die noch zu sprechen ist. Es ist nötig, hier auf ein Erlebnis einzugehen, das von unheilvoller Wirkung auf Strindbergs späteres Leben werden sollte. Eines Tages entdeckt sein Vater, daß jemand aus einer Weinflasche getrunken hat. Da August von innerer Ängstlichkeit rot wird, bekommt er die Schuld an diesem Diebstahl. Sein Leugnen reizte die Eltern, und da er auf wiederholte Aufforderung hin noch immer nicht gestehen will, schlägt ihn der Vater und die Mutter hilft dabei. „Er heult — vor Wut und Grimm vor Schmerz, aber meist der Schande, der Demütigung wegen“. Nach abermaliger Vorstellung gesteht er die Sünde, die er doch gar nicht begangen hat, ein. In der Küche erzählt dann der Knabe der Magd die Wahrheit. Er hat die Eltern also doch belogen! Die Exekution erfolgt daraufhin noch einmal, mit dem gleichen Erfolg, daß er seine Schuld noch einmal gesteht. — Seitdem fühlte er sich in seinem Innersten als Bestrafter, den die Verachtung der Geschwister nur zu Recht traf. Ähnliche Fälle wiederholten sich noch öfter in Zukunft. Heftige Bitterkeit über ungerecht empfangene Strafe kehrt auch später, selbst in den Dichtungen, bei Strindberg immer wieder.⁷ Er fühlte den scharfen Stachel ungerechter Behandlung bis ins hohe Alter hinein mit gleicher Intensität. Von des Vaters ungerechter Art abgestoßen, wandte sich der Knabe der Mutter zu, um bei ihr Schutz, Rettung und Trost zu finden. Die Mutter war eine Frau, die ganz in ihrer Arbeit um ihre vielköpfige Familie aufging und darum, ganz abgesehen von dem Mangel jeglicher Bildung, keine regen geistigen Interessen zeigen konnte. Der Haß, mit dem Strindberg sie später in seinem Buche „Der Sohn einer Magd“ behandelt, ist nur aus der besonderen Geistesverfassung zu erklären, in der er sich befand, als er das Buch schrieb. Jedenfalls empfand er den Tod der Mutter, er war 13 Jahre alt, als sie starb, als einen furchtbaren Schicksalsschlag. Die Mutter hatte in ihren letzten Lebensjahren unter heftigen hysterischen Anfällen gelitten und Rahmer hält die neurotische Artung Strindbergs für ein Erbteil der Mutter. Ein anderer Sohn war ebenfalls hysterisch

7) „Luther (Die Nachtigall von Wittenberg)“, S. 19 ff.

und eine Schwester geistesschwach. Die Mutter gehörte der Sekte der sogenannten „Bibelleser“ an, zu der sie auch ihren Sohn, der im protestantischen Glauben aufgewachsen war, gern bekehrt hätte. Es ist seltsam, daß Strindberg im Anschluß an seine sogenannte „Inferno = Krise“ von einer etwas anderen Seite her sich dieser Richtung nähert. Als der Vater nach der notwendigen Frist der Kinder wegen das Hausfräulein heiratete, trat der Knabe gegen beide in einen zuweilen stillen, zuweilen offenen Kampf ein.

So sind in ganz großen Umrissen die Verhältnisse im Elternhaus geschildert worden. Es wird nun darauf ankommen, in einer tiefergehenden Analyse die Zusammenhänge zwischen der späteren Artung August Strindbergs und seinen infantilen Erlebnissen zu verfolgen. Es wird sich zeigen, daß eigentlich alle, auch die unerklärlichsten Eigenheiten seines Charakters ihre Begründung im Odipuskomplex finden. Zwei große Problemkreise sind es im wesentlichen, in denen sich Strindbergs Leben abspielt, der eine die Einstellung zur Frau, der andere die Stellung zum Gottesbegriff, den er, wie zu zeigen sein wird, in einer überaus eigenartigen Weise erlebt. In getrennten Kapiteln, die indessen notgedrungen zuweilen ineinandergreifen dürften, sollen im folgenden diese beiden Probleme einer Analyse unterworfen werden.

II

Die Frau

Zweifelloos litt Strindberg schon als Kind an einer leichteren Form von Angsthysterie. Ob sie das Erbteil der Mutter ist, muß dahin gestellt bleiben. Soviel jedenfalls steht fest, daß er so sensibel war, daß jeder Tadel ihn in Angst vor der möglichen Strafe versetzte. „Er kam erschrocken zur Welt und lebte in beständigem Schrecken vor Leben und Menschen.“ Vor gewissen Orten, an die sich die Erinnerung irgendwelchen Leidens knüpfte, hatte er unüberwindliche Furcht. Selbstmordideen sind ja in einem gewissen Alter nichts Seltenes. Eine Ursache darf man hierfür ohne weiteres in der Prügelpädagogik des Elternhauses erblicken. Das Korrelat zu dieser verständlichen Überempfindlichkeit und Reizbarkeit ist die späterhin so stark hervortretende Skepsis in Dingen des persön-

lichen Lebens und der Wissenschaft. Diese Züge sind jedoch verhältnismäßig schwach anderen gegenüber, die zur Ausbildung seiner späteren Angstneurose stärker beigetragen haben. Wie wir bald leicht erkennen werden, lassen sich diese Einflüsse auf eine ebenso inhaltsvolle wie übersichtliche Formel bringen: er fühlt sich vom Weibe (der Mutter!) betrogen und von Gott (der Vater-Macht) verfolgt und bedroht. Um an diese Formel glauben zu können, bedarf es noch des Nachweises.

Da der Knabe sich vor der gewalttätigen und diktatorischen Erziehungspraktik des Vaters abgestoßen fühlt, flieht er zur Mutter, bei der er Trost, Schutz und Hilfe nach des Vaters Härte sucht. Wir sind hiermit am Ursprung all der wichtigen und interessanten Erscheinungen, die sich an den Begriff des Ödipuskomplexes knüpfen, angelangt. Die Mutter wird dem Dichter zum ersten Liebesobjekt; aber die körperliche Sexualstrebung ist ganz durch die seelische zurückgedrängt. Außer diesem Schutzbedürfnis ist es aber noch etwas anderes, was das Kind zur Mutter hinzieht oder besser, zurückzieht. Es ist das Gefühl, zu früh auf die Welt gekommen und unwillkommen zu sein. Strindberg schreibt: Als der Knabe von Hause fortging, sehnte er sich nach der Mutter, „ihr Bild steigt auf, gereinigt, verklärt, und zieht ihn an mit den niemals reißenden Fäden der Sehnsucht. Diese Sehnsucht nach der Mutter begleitete ihn durchs ganze Leben. War er zu früh zur Welt gekommen? War er nicht ausgetragen worden? Was hielt ihn so mit der Mutter verbunden?“⁸ Und an anderer Stelle heißt es: „Er blieb eine Mistel, die nicht wachsen konnte, ohne von einem Baum getragen zu werden; er wurde eine Kletterpflanze, die eine Stütze suchen mußte.“⁹ Das stärkste traumatische Erlebnis, die Geburt, hat auch auf Strindbergs Leben großen Einfluß gehabt. Wenn Freud meint, daß solche traumatische Erlebnisse dauernde Störungen im Energiebetrieb zur Folge haben, so kann das Leben Strindbergs durchaus als Beleg für die Richtigkeit einer solchen Meinung dienen. Denn in diesem Erlebnis hat seine Unselbständigkeit in Dingen des Lebens, sein Anlehnungsbedürfnis an das Weib seinen unmittelbaren Ursprung. Einmal sagt er (Beichte eines Toren, S. 389): „Ich bin wie ein Embryo, dem vor der Zeit die Nabelschnur abgeschnitten ist...“ Wie weit in sein Alter hinein ihn dieses Trauma des Zufrühgeboren-

8) Der Sohn einer Magd. S. 47. 9) Der Sohn einer Magd. S. 48.

seins verfolgt, zeigt sehr schön ein Traum, den Strindberg in den „Legenden“ mitteilt und dessen Deutung er in unübertrefflicher Schärfe selbst gibt.¹⁰

„Vor einigen Nächten hatte ich einen Traum, der aufs neue meine Sehnsucht weckte, sterben zu dürfen, indem er mir die Hoffnung auf ein besseres Dasein wiedergab, wo man keine Gefahr läuft, einen Rückfall in die Qual des Lebens zu tun.“

„Als ich auf einem Vorsprung, der von einer jähren, in Dunkel gehüllten Tiefe begrenzt wurde, zu weit vorgetreten war, fiel ich mit dem Kopf voran in einen Abgrund. Aber ich fiel eigentümlicher Weise hinauf statt hinunter. Und unmittelbar umgeben wurde ich von einem blendend-weißen Lichtschimmer und ich sah . . .“

„Was ich sah, flöste mir zwei gleichzeitige Vorstellungen ein: ich bin tot, und ich bin erlöst! Und ein Gefühl der höchsten Seligkeit umhüllte mich bei dem Bewußtsein, daß das andere nun zu Ende sei . . .“

Es ist kaum nötig, etwas über den Sinn dieses Traumes zu sagen, denn Strindberg gibt wenig Zeilen später selbst eine vortreffliche Lösung. Seit dieser Traumnacht fühlt sich der Dichter noch heimatloser als vorher in der Welt: „ . . . und gleich einem müden, schläfrigen Kinde verlange ich, ‚heim gehen‘ zu dürfen, den schweren Kopf an einen mütterlichen Busen zu legen, im Schoß seiner Mutter zu schlafen, der keuschen Gattin eines unermesslich großen Gottes, der sich mein Vater nennt und dem ich nicht zu nahen wage.“ Was hier vom Dichter selbst analysiert wird, ist mehr, als der Traum an sich besagt, denn hier taucht eine Beziehung zum Ödipuskomplex auf, auf die wir im nächsten Abschnitt noch oft stoßen werden, nämlich die Vater = Gott-Identifizierung, die bei Strindberg ihr ganz besonders eigenartiges Gesicht zeigt. Aus dem Mai 1891¹¹ berichtet er noch von einem anderen Traum, der allerdings so unscharf wiedergegeben wird, daß man nur vermuten darf, daß er in denselben Zusammenhang gehöre, wie der eben berichtete. Als er in einem Haus wohnt, wo ein Jugendfreund gewohnt hatte, der sich ertränkt hatte, träumt er sehr anschaulich von einem Teich. Doch wird leider nicht näher angegeben welche Rolle das Wassersymbol in jenem Traume spielte. Noch ein dritter Traum sei hier berichtet, der ebenfalls in den „Legenden“¹² eine Rolle spielt.

10) Inferno — Legenden. S. 341. 11) Ola Hansson. Erinnerungen S. 1733.

12) Inferno — Legenden S. 400.

„Am folgenden Tag lenke ich die Schritte wieder nach Marais, und da der Mann (ein Freund) zu Hause ist, beginne ich die sechs Treppen zu steigen. Als ich drei überwunden habe, die sich eng wie Turmtreppen in einer Röhre schlängeln, erwacht eine Erinnerung an einen Traum und eine Wirklichkeit. Der Traum, der oft wiederkehrt, handelt von einer solchen schraubenden, drängenden Treppe, in der ich krieche, bis ich erstickte, da sie immer enger wird. Das erste Mal kam mir mein Traum wieder im Turm zu Putbus, und ich kehrte sogleich nach unten zurück . . . Ich habe jetzt den bestimmten Eindruck: steige ich noch einmal hier herauf, dann sterbe ich.“

Da Strindberg so viel Wert auf die Aufzeichnung von Träumen legte, dürfte es fesselnd sein, eine kleine Abschweifung vom eigentlichen Thema an dieser Stelle zu wagen. Gerade der psychoanalytischen Traumforschung muß diese erstaunliche Meinung lehrreich sein. In den „Legenden“¹³ liest man:

„Seit mehreren Jahren habe ich Aufzeichnungen über alle meine Träume gemacht, und ich bin zu der Überzeugung gekommen: daß der Mensch ein doppeltes Leben lebt, daß die Einbildungen, die Phantasien, die Träume eine Wirklichkeit besitzen. Wir sind alle geistige Schlafwandler und begehen im Traume Handlungen, die uns im wachen Zustande je nach ihrer Natur mit dem Gefühl der Befriedigung, dem bösen Gewissen, der Furcht vor den Folgen erfüllen. Und aus Gründen, die ich ein ander Mal darlegen will, glaube ich, daß die sogenannte Verfolgungsmanie oft einen guten Grund hat, nämlich in der Gewissensqual nach schlechten Handlungen, die man im ‚Schlaf‘ begangen hat und von denen neblige Erinnerungen bei uns spuken. — Die Phantasien des Dichters, die beschränkte Seelen so verachten, sind Wirklichkeiten.“

Nun zurück zu unserer Betrachtung. Es gelang, das hauptsächliche traumatische Motiv in Strindbergs Entwicklung zu isolieren. Ein weiteres bleibt nun noch zu verfolgen, das seinen Ursprung unmittelbar im Ödipuskomplex nimmt, und ebenfalls den Wunsch zur Vereinigung mit der Mutter als Libidoobjekt erkennen läßt. Wir erfahren von einem Versuche, den der Junge unternahm, um die Liebe der Mutter mit einem Schlage für sich allein zu gewinnen.

„Es ist nun einmal so, daß das eine Kind mehr Sympathie erringt, als das andere; weshalb ist nicht zu entscheiden. Johann war niemandes Liebling. Das fühlte er und das grämte ihn; . . . er wollte die Mutter gewinnen. Und er wurde zutunlich, betrug sich aber so plump dabei, daß er durchschaut und zurückgestoßen wurde.“¹⁴

13) Inferno-Legenden S. 294. 14) Der Sohn einer Magd S. 13.

Solche mißglückte Versuche unternahm der Knabe oft, und wir werden sehen, warum sie mißglückten. Von allerschwerster Bedeutung für seine seelische Entwicklung wurde ein Erlebnis dieser Art, das Strindberg im „Sohn einer Magd“ eingehend schildert und das sehr viele interessante Einzelheiten offenbart.¹⁵

„Als Johan abreisen wollte, sagte er zu Gustav (seinem Bruder):

— Wir wollen Mama einen schönen Blumenstrauß kaufen.

— Ja, das wollen wir.

— — — — —

Als der Strauß fertig war, zog Johan seine Geldtasche und bezahlte ihn mit vierundzwanzig Schillingen. Gustav ließ sich nichts merken.

— — — — —

Als Johan nach Haus kam, überreichte er den Strauß mit einem Gruß von Gustav.

Die Mutter war gerührt.

Beim Abendbrot erregten die Blumen die Aufmerksamkeit des Vaters.

— Die hat Gustav mir geschickt, sagte die Mutter. Er ist doch immer nett.

Und Johan bekam einen traurigen Blick, denn er war so hart.

Des Vaters Auge schimmerte unter der Brille.

Johan empfand keine Bitterkeit. Die schwärmerische Opferlust des Jünglings hatte sich geäußert . . .“

Sein scheuer Versuch, der Mutter ein Geschenk zu machen, das sehr wohl die Kindbedeutung haben könnte, war mißlungen. Warum verzichtet aber der Knabe in so selbstquälerischer Weise darauf, sich als den Geber zu bekennen? Vielleicht hatte er ein böses Gewissen, da er versucht hatte, die Mutter für sich zu erobern, und die Furcht vorm Vater zwingt ihn, in dessen Gegenwart, den Verzicht zu leisten? Er spricht ja auch von schwärmerischer Opferlust! Dabei war es gar nicht einmal in erster Linie der Vater, der sich ihm in den Weg stellte, sondern eben jener Bruder, der Hysteriker. „Sein ältester Bruder war hysterisch . . . Dieser Bruder war der Liebling der Mutter . . . Es ist nun einmal so, daß das eine Kind mehr Sympathie erringt, als das andere; weshalb, ist nicht zu entscheiden.“¹⁶ Er mußte also sehen, daß die Mutter trotz seiner sehnächtigen Werbung ihn mißverstand und einen andern mit ihrer Liebe bevorzugte, ihn verriet und übersah. Dabei hatte er nichts anderes verlangen wollen als ein wenig Achtung und Milde. Diese Enttäuschung hat sich in die Seele des Kindes ein-

15) Der Sohn einer Magd. S. 87. 16) Der Sohn einer Magd. S. 13; vgl. Anm. 14.

gefressen und seine Charakterentwicklung verhängnisvoll bestimmt, in dem sie zum Ausgang eines dauernden Gefühls des Zurückstehens müßens, ja der Unfähigkeit, das sich später in der fortwährenden Furcht vor der Impotenz auswirkte, wurde, so daß er, trotzdem er schon Kinder hatte, dennoch einen Arzt um Rat fragte. Mit Freud und Marcinowski¹⁷ zu sprechen: diese „narzißtische Narbe“ wurde zur Ursache eines starken Minderwertigkeitsgefühls, das ihn auch in den Phasen stärkster Produktivität nie ganz verließ. Vor allem aber entspringt hier sein Eifersuchtswahn. Die enttäuschte Liebe zur Mutter schafft sich in bitteren Haßanklagen Freiheit. Die Polarität von Zärtlichkeit und Aggression tritt auf; und diese Haß = Liebe = Ambivalenz beherrscht später sein gesamtes Liebesleben.

Im Alter von zehn Jahren verliebte sich der Knabe in die neunjährige Tochter des Rektors. Wie diese Liebe beschaffen war, erfahren wir im „Sohn einer Magd“: „Seine Liebe äußerte sich in einer stillen Melancholie. Er konnte niemals mit ihr sprechen und würde es nie gewagt haben. Er fürchtete sie und sehnte sich nach ihr. Aber wenn ihn jemand gefragt hätte, was er von ihr wollte, so hätte er es nicht sagen können.“ Hier werden sogleich die ganz ähnlichen Züge offenbar, die seine Liebeswerbung um die Mutter auszeichneten. — Mit etwa zwölf Jahren erwacht seine Sexualität zum Bewußtsein. „Sein frühreifer Kampf gegen die Begierden, indem er ihnen bald nachgibt und sie bald durch Askese überwindet, beunruhigt sein ganzes Dasein und bringt sein seelisches Leben aus dem Gleichgewicht. Der Geschlechtstrieb in seiner idealen Form, das Weib und die Liebe, bindet ihn schon jetzt. Seine neue Flamme ist eine Zwanzigjährige, der er seine trübsinnige Madonnenverehrung widmet.“¹⁸ Madonnenverehrung ist in der Tat der rechte Begriff für diese Art von Liebe, denn vor allem das Mütterliche kommt darin zum Ausdruck. Auch das Opfer taucht wieder auf, das er der Mutter brachte. Er möchte sich opfern, indem er sich im See ertränkt, aber — und das ist bezeichnend — nur in Gegenwart der Geliebten. Auch hier eine Liebe ohne Begierde, ohne Aktivität und ohne Hoffnung, aber mit dem passiven Wunsch, beachtet zu werden. Auch hier ein Unverstandensein.

17) Vgl. Freud, Ein Kind wird geschlagen. Ges. Schr. Bd. V, S. 361.

18) Nils Erdmann, Strindberg. S. 86.

Nach der Konfirmation wird er von einer schwärmerischen Neigung zu einer Kellnerin ergriffen, die eine solche durchaus nicht verdiente und ihn dauernd betrog, ihn selbst dagegen nicht erhörte. Seine unterdrückten sexuellen Regungen machten sich in quälenden Träumen Luft und es ist überaus fesselnd zu lesen, in welcher Weise Strindberg über diese Träume spricht: „Alle diese Träume sind ungesunde Halluzinationen, durch unbefriedigte Triebe erzeugt, und sie werden einmal verschwinden. Dann werden die Menschen verständiger und glücklicher sein.“ Es ist wirklich so, wie Nils Erdmann meint, daß Strindberg hier Freud antizipiert hat.¹⁹ — Diese kleinen Liebeserlebnisse aber sind, so ausgeprägt ihre Eigenart schon ist, nur Vorspiele zu den Strindbergschen Ehetragödien.

Mit 28 Jahren (1877) heiratet er die Baronin Wrangel, geb. Siri von Essen, die er 1875 kennengelernt hatte, und die sich seinetwegen von ihrem Manne scheiden ließ. Das erste, was an ihr Strindberg fesselt, ist ihr *M a d o n n e n k o p f* mit dem goldgelben Haar. Diese erste Ehe schildert Strindberg selbst in der „Beichte eines Toren“ (1888); weitere Aufklärung findet man in dem Briefwechsel von der Ehe „Er und Sie“. Jaspers bezeichnet die „Beichte eines Toren“ als klassische Schilderung eines psychiatrisch gut bekannten Typus von Eifersuchtswahn.²⁰

Freud hat in seiner Schrift „Jenseits des Lustprinzips“ geäußert: „Was die Psychoanalyse an den Übertragungsphänomenen der Neurotiker aufzeigt, kann man auch im Leben nicht neurotischer Personen wiederfinden. Es macht bei diesen den Eindruck eines sie verfolgenden Schicksals, eines dämonischen Zuges in ihrem Leben . . .“²¹ Diese Erscheinungen zeigen sich auch bei dem narzißtischen Neurotiker Strindberg in großer Schärfe; sie resultieren aus den libidinösen infantilen Beziehungen zur Mutter. Jede Liebesbeziehung zu einer geliebten Frau nimmt für ihn ganz zwangsläufig den gleichen Ausgang. Er versucht, die geliebte Frau allein zu besitzen, er fürchtet Rivalen, fühlt sich von ihr betrogen und nicht verstanden, mißachtet und verfolgt. Jede der drei Ehen endet mit Scheidung, wobei die letzte von seiten der Frau gelöst wurde. Diese beinahe unheimlich zu nennende Wiederkehr des ewig Gleichen mutet seltsam an. — Es wird nun darauf ankommen,

19) Nils Erdmann. Strindberg. S. 101. 20) Jaspers. S. 15.

21) Freud. Ges. Schriften Bd. VI, S. 208 ff.

die Konflikte dieser Ehe darzustellen. Wie bei seinen ersten Liebeserlebnissen ist auch hier sofort das eine zu erkennen: er suchte nichts anderes in der Frau als die Mutter; seine Neigung ist nach seiner eigenen Überzeugung zunächst gar nicht auf Sinnlichkeit gegründet. Da heißt es noch lange vor der Hochzeit von seinen Empfindungen: „Sie verkörperte also die jungfräuliche Mutter, die ich in ihr geahnt hatte... das war alles gerade so, wie ich es mir in meiner Jugend eingebildet hatte; damals floßte mir ein junges Mädchen nur Verehrung ein, ohne jemals meine sinnlichen Triebe zu erregen.“²² Die Ehe ist ein überflüssiges Band, ein Hemmnis, deshalb behält auch Strindberg seine Frau nach der Scheidung als seine Geliebte. Die reine Mutter, die Immaculata ist also sein Idealbild der Frau. Er wendet sich von ihr ab, wenn sie sich von diesem Ideal reiner Mutterschaft abkehrt. Das ist schließlich nichts anderes, als das Erleben seiner Kindheit. Er sucht die Mutter für sich zu gewinnen und an diesem Mutter-Kind-Verhältnis sollte nicht gerüttelt werden. Die Mutter aber beachtete diese Forderung nicht, „betrog“ ihn mit dem Bruder und dem Vater. Es ist denkbar, daß durch die Beobachtung liebesmäßiger Beziehungen zwischen den Eltern und zwischen Mutter und Bruder seine Verachtung der Frau als Emanzipierter begründet wurde. Denn in der Emanzipation, d. h. der Entfernung der Frau vom natürlichen, mütterlichen Ideal, sah Strindberg nichts anderes als eine besondere Art der Dirnenhaftigkeit, der Prostitution, eine Einstellung, die sehr gut aus infantilen Reflexen herzuleiten wäre. Sehr selten ist auch seine zeitweilige Neigung, dieses Madonnenbild zu beschmutzen; sie dürfte möglicherweise einen Haßausbruch gegen die mütterliche Betrügerin der Kindheit bedeuten: „Ich berausche mich an derben Worten, an Worten der Entweihung, die ich gegen die Madonna schleudere; das ist das Krankhafte meiner unbefriedigten Begierde.“²³ Er befreit sich von der Madonna, indem er eine Dirne aufsucht. Es ist dabei interessant, daß Strindberg das Zwanghafte seiner Madonnenneigung zuweilen selbst verspürt und den Versuch unternimmt, sich dagegen zu wehren. Hierin wird aber zugleich eine sehr merkwürdige Ambivalenz ausgesprochen. Obwohl er nämlich vor allem darauf bedacht ist, die mütterliche Liebe

²²) Beichte eines Toren. S. 43. ²³) Beichte eines Toren. S. 58.

der Frau zu gewinnen, ist es gerade dieses mütterliche Element, das er mit der Zeit zu fürchten beginnt. Denn er erlebt: so, wie die Mutter mit dem Kinde spielt, so spielt die mütterliche Frau mit dem Manne, der ihr nur Kind sein will. Wie die Mutter, so suggeriert auch die Frau ihm jenes Verpflichtungsgefühl, das bindet, d. h. das fortwährende Bewußtsein einer unauslöschlichen Dankesschuld. Nach einer Spanne glücklichster Illusion empfand Strindberg stets dieses Gefühl als unerträglich. In der höchsten Ausprägung dieser Eigenart wird das Weib ihm zum Vampir, zum Tyrannen, das, wie die Mutter, das Recht des Kindes auf eigene Persönlichkeit nicht anerkennen will, sondern es widerspruchslos besitzen will. Das ist die Hauptgrundlage des Kampfes der Geschlechter, den Strindberg als unumgänglich erkennt. Der nachhaltigste Beweis für das Verhaftetsein Strindbergscher Liebesbeziehungen in infantilen, unbewußten Erlebnissen, dürfte durch das folgende Zitat erbracht werden. In dem Drama „Der Vater“ bezweifelt der Rittmeister die Echtheit seiner Nachkommenschaft, da seine Frau ihrer eigenen Mütterlichkeit gespottet hatte, um den Mann dem Wahnsinn auszuliefern. Er bricht in Tränen aus und es entwickelt sich folgendes aufschlußreiches Gespräch:²⁴

Laura: Weine nur, mein Kind, deine Mutter ist bei dir. Erinnerst du dich, daß ich, als deine zweite Mutter, zuerst in dein Leben eintrat? Deinem großen, starken Körper fehlten die Nerven, und du warst ein Riesenkind, das entweder zu früh zur Welt gekommen oder vielleicht nicht erwünscht war.

Der Rittmeister: Ja, so war es wohl! Vater und Mutter wollten mich nicht haben, und darum wurde ich ohne Willen geboren . . . Ich, der ich in der Kaserne, vor der Truppe der Befehlende war, ich war bei dir der Gehorchende; ich wuchs an dir fest, sah zu dir hinauf, wie zu einem höher begabten Wesen; ich gehorchte dir, als sei ich dein unverständiges Kind.

Laura: Ja, so war es damals, und darum liebte ich dich wie ein Kind. Aber weißt du, du hast es wohl gesehen, jedesmal, wenn deine Gefühle ihre Natur änderten und du als mein Geliebter vor mir standest, da schämte ich mich, und deine Umarmung war mir eine Freude, der Gewissensbisse folgten, als hätte das Blut Scham gefühlt. Die Mutter wurde Geliebte!

Der Rittmeister: Ich habe es gesehen, aber nicht verstanden. Und wenn ich glaubte, Verachtung meiner Unmännlichkeit bei dir zu lesen, wollte ich dich als Weib dadurch gewinnen, daß ich Mann war.

24) Naturalistische Dramen. S. 50 ff.

Laura: Ja, aber darin lag der Irrtum. Die Mutter war dein Freund, siehst du, aber das Weib war dein Feind, und die Liebe zwischen den Geschlechtern ist Kampf.

Es ist in diesem kurzen Dialog beinahe alles enthalten, was bisher zu analysieren gelang; es ist darüber hinaus jedoch noch ein Zug von größter Wichtigkeit da, der auf den Ödipuskomplex unmittelbar hin deutet, nämlich das Inzestmotiv und die Begründung der Inzestscheu zugleich aber auch noch die Quelle des Unzulänglichkeitsgefühls, der Impotenz geradezu, die Kastrationsfurcht, die aus der Bedrohung durch den Vater als Rivalen notwendig entstehen mußte. Dadurch daß die Frau dem Manne die Echtheit der Nachkommenschaft zweifelhaft macht, sein Kind gewissermaßen zurückweist, (wie seinerzeit die Mutter das Blumengeschenk), muß sein Glaube an seine männliche Fähigkeit erschüttert werden. Einige Zeilen nach dem oben zitierten Gespräch wird noch einmal deutlich auf die Kastration durch Abhauen eines wichtigen Körperteiles hingewiesen:²⁵ „Nun, wo ich die Hand ausstrecken wollte, um die Frucht entgegenzunehmen, haust du mir den Arm ab. Jetzt bin ich ehrlos und kann nicht länger leben, denn ein Mann kann nicht leben ohne Ehre.“ Wir wissen, daß Strindberg in der Tat, obwohl er schon Kinder gezeugt hatte, von der Furcht, impotent zu sein, dazu getrieben wurde, einen Arzt zu konsultieren. Im nächsten Kapitel muß in anderem Zusammenhang noch einmal von diesen Zusammenhängen gesprochen werden.

Jetzt aber zurück zu den Verhältnissen der ersten Ehe Strindbergs. Die außerordentlich stark auftretende Eifersucht Strindbergs gegen Siri entbehrte gewiß nicht ganz der Ursache, denn sie war ihm in gewissem Sinne wirklich untreu. Sie besaß zweifellos stark homosexuelle Neigungen, bei deren Betätigung sie von ihrem Mann auch mehrmals überrascht worden ist, wenn wir den Aufzeichnungen in der „Beichte eines Toren“ in diesem Punkte Glauben schenken dürfen. Es findet sich dort eine große Zahl von Stellen, die darauf hindeuten;²⁶ zum Teil erscheint der Verdacht jedoch aus der Luft gegriffen. Allein, diese Gründe könnten auch keineswegs genügen, die maßlose Eifersucht Strindbergs voll zu erklären und voll begreiflich zu machen.

25) Naturalistische Dramen. S. 52.

26) Beichte e. T. S. 256 f., 263 f., 274 f., 353, 356, 383 usw.

Strindbergs Eifersucht nahm stets übersteigerte Formen an; es beherrschte ihn, wie Jaspers meint, „ein typischer Eifersuchtswahn als ein zeitweise in den Vordergrund tretendes Hauptsymptom, aber nicht einziges Symptom einer aus inneren unbekannten Ursachen wachsenden Geisteskrankheit“.²⁷ Es ist die Neigung, sich immer in der Lage des Betrogenen und Abgewiesenen sehen zu müssen, die der Stachel seiner Eifersucht ist, ein Reflex seiner infantilen Enttäuschung, eine Art der Selbstquälerei, die mit dem sadistischen Trieb, der es auf die Schädigung des Objekts absieht, eng verbunden ist. Immer ist sein Liebeserleben beherrscht von jener Haß = Liebe = Ambivalenz, die wir schon an seiner Neigung zur Mutter entdecken konnten. „Und je mehr ich unter den Unarten meiner Mänade leide, desto mehr bemühe ich mich, den Kopf der heiligen Maria mit einem Heiligenschein zu vergolden; je mehr die Wirklichkeit mich niederzieht, desto mehr begleiten mich die Halluzinationen, die ich mir von der geliebten Frau mache“.²⁸ Unter Untreue der Frau versteht er schon jede Wegwendung vom Mutterideal; das rein erotische Moment spielt bei ihm stets, wie gezeigt wurde, eine untergeordnete Rolle. Die stärkste Abkehr des Weibes von den natürlichen Pflichten bedeutet all das, was die Zeit Strindbergs und Ibsen als „Emanzipation der Frau“ zusammengefaßt haben.

(Fortsetzung und Schluß
folgen im nächsten Heft)

Die 8. Auflage der „Traumdeutung“

Im Verlag Franz Deuticke, Wien ist soeben die achte Auflage der „Traumdeutung“ von Sigm. Freud erschienen. Die erste Auflage ist bekanntlich im Jahre 1900 erschienen und es folgte 1909 die zweite, 1911 die dritte, 1914 die vierte, 1919 die fünfte, 1921 die sechste, 1922 die siebente. Bis einschließlich die fünfte wiesen alle Neuauflagen Zusätze und Ergänzungen gegenüber der vorhergegangenen auf, die sechste und siebente Auflage wichen von der fünften nicht ab. Im Jahre 1925 erschienen jene beiden Bände der Freud-Gesamtausgabe (im Internationalen Psychoanalytischen Verlag), in denen die „Traumdeutung“ enthalten ist: der II. und der III. Band.

27) Jaspers S. 160. 28) Beichte e. T. S. 279.

Hier, in der Gesamtausgabe, wurde bei der Wiedergabe der „Traumdeutung“ ein historischer Modus insofern befolgt, als im II. Band die ursprüngliche erste Auflage unverändert abgedruckt wurde (also sozusagen die „Ur-Traumdeutung“), und daß im III. Band alle Zusätze und Ergänzungen enthalten waren, die seit der 1. Auflage hinzugetreten sind. Dabei sind noch einige ganz neue Zusätze und Ergänzungen, die auch in den sieben Auflagen der Einzelausgabe nicht enthalten waren, hinzugekommen. Die „Traumdeutung“ der Gesamtausgabe stellt also gewissermaßen eine „siebeneinhalbte“, ergänzte (allerdings historisch in 2 Bestandteile zerlegte) Auflage dar. In der soeben erschienenen achten Auflage der Einzelausgabe sind jene in der Gesamtausgabe hinzugetretenen kleineren Zusätze schon eingearbeitet und an einigen Stellen sind noch weitere kleinere Zusätze hinzugekommen. Doch auch in dieser Revision der Traumdeutung hat Freud, wie er im Vorwort jetzt schreibt, das Werk im Wesentlichen als historisches Dokument behandelt und nur solche Änderungen an ihm vorgenommen, als ihm durch die Klärung und Vertiefung seiner eigenen Meinung nahegelegt waren.

Einige der kleinen Einschaltungen, die in der 8. Auflage zu dem I. II. und III. Band der Gesamtausgabe wiedergegebenen Text nun neu hinzugekommen sind, wollen wir hier anführen.

Im II. Kapitel, an der Stelle wo Freud die Hoffnung ausspricht, daß das anfängliche Interesse des Lesers an den notgedrungenen Indiskretionen des eigenen Träume deutenden Autors schließlich einer Vertiefung in die psychologischen Probleme Platz machen wird (8. Auflage S. 74, Ges. Schr. II. S. 108), ist nun der Satz hinzugefügt: „Immerhin will ich es nicht unterlassen, in Einschränkung des oben Gesagten anzugeben, daß ich fast niemals die mir zugängliche vollständige Deutung eines eigenen Traumes mitgeteilt habe. Ich hatte wahrscheinlich Recht, der Diskretion der Leser nicht zuzutrauen.“

Und ähnlich heißt es am Schluß der Deutung des „Traumes von Irma's Injektion“ (8. Aufl., S. 82, Ges. Schr. II. 122), daß „ich, wie begreiflich, nicht alles mitgeteilt habe, was mir zur Deutungsarbeit eingefallen ist.“

Im IV. Kapitel finden wir dort, wo davon die Rede ist, daß die peinlichen Träume etwas enthalten, was der zweiten Instanz tatsächlich peinlich ist, was aber gleichzeitig einen Wunsch der ersten Instanz erfüllt, daß die peinlichen Träume insofern Wunschträume sind, als ja jeder Traum von der ersten Instanz ausgeht, die zweite sich nur abwehrend gegen den Traum verhält (8. Aufl., S. 101, Ges. Schr. II. 148), jetzt auch die Fußnote: „Späterhin werden wir auch den Fall kennen lernen, daß im Gegenteil der Traum einen Wunsch dieser zweiten Instanz zum Ausdruck bringt.“

In der Analyse der Romträume werden die Rombekämpfer und Alpenüberwinder Hannibal und Napoleon durch infantile Phantasien in Parallele gebracht, wobei auch auf das Judentum des napoleonischen Marschalls Masséna angespielt wird (8. Aufl., S. 137, Ges. Schr. II. S. 198). Freud fügt jetzt hinzu: „Die jüdische Abstammung des Marschalls wird übrigens bezweifelt.“

Hier sei noch eine Bemerkung erlaubt. Freud hat (man vgl. Ges. Schr. III. S. 39) für die Bevorzugung Massénas in seinen infantilen Phantasien als möglicherweise mitbestimmendes Motiv „auch den Zufall des gleichen Geburtsdatums genau hundert Jahre später“ angegeben. André Manasse, der spätere Marschall unter dem Namen Masséna, bzw. Herzog von Rivoli, wurde jedoch am 6. Mai 1758 geboren, also zwar am selben Tage des Jahres wie Freud, jedoch nicht rund 100, sondern 98 Jahre vorher.

Bei der Analyse des sogenannten „revolutionären Traumes“ taucht im Zusammenhang mit der Auflösung des Elementes „Huflattich“ auf dem Assoziationswege über „flatus“ der Sieg der Engländer über die Armada und die Inschrift der englischen Denkmünze auf. Freud zitierte: „*Flavi et dissipati sunt*“ und vermerkt dann 1925 (vgl. 8. Aufl. S. 147, Ges. Schr. III. S. 39), daß Wittels ihm vorhält, in jenem Denkspruch den Namen Jehovah ausgelassen zu haben. Nun kann Freud noch hinzufügen: „Auf der englischen Denkmünze ist der Gottesnamen in hebräischen Buchstaben enthalten, und zwar auf dem Hintergrund einer Wolke, aber in solcher Art, daß man ihn ebensowohl zum Bild als zur Inschrift gehörig auffassen kann.“

In dem Exkurs über den Charakter Hamlets (8. Aufl. 182 f., Ges. Schr. II. 267 f. u. III, 47) wird auch angeführt, daß das Drama unmittelbar nach dem Tode von Shakespeares Vater gedichtet worden ist und daß des Dichters früh verstorbener Sohn den Namen „Hamnet“ trug. Dazu fügt jetzt Freud in der 8. Auflage hinzu: „An der oben gemachten Voraussetzung, daß der Autor der Werke Shakespeares der Mann aus Stratford war, bin ich seither allerdings irre geworden.“

An einer Stelle des Kapitels über die „Traumarbeit“ (8. Aufl. S. 227, Ges. Schr. II. S. 329) berichtet Freud, einmal einen Traum gehabt zu haben, der ihm nach dem Erwachen so besonders gut gefügt, lückenlos und klar erschien, daß er es erwog, eine Kategorie von „Phantasien während des Schlafens“ zuzulassen, die nicht dem Mechanismus der Verdichtung und Verschiebung unterliegen. Aber „nähere Prüfung ergab, daß dieser rare Traum dieselben Risse und Sprünge in seinem Gefüge zeigte, wie jeder andere; ich ließ darum die Kategorie der Traumphantasie wieder fallen.“ In der 8. Auflage nunmehr der Zusatz: „Ich weiß heute nicht, ob mit Recht.“

Dem Satz „Die Angst ist ein libidinöser Impuls, der vom Unbewußten ausgeht und vom Vorbewußten gehemmt wird“ (8. Aufl. S. 232, Ges. Schr. II. 333) fügt Freud jetzt hinzu: „Dieser Satz hält neueren Ansichten nicht mehr stand.“

An einer Stelle, wo flüchtig darüber die Rede ist, ob „Strafträume“ eigentlich auch zu den „Wunscherfüllungsträumen“ gezählt werden können (8. Aufl. 324 f., Ges. Schr. III. 141 f.), ist jetzt folgende Fußnote neu: „Seitdem die Psychoanalyse die Person in ein Ich und ein Über-Ich zerlegt hat (Massenpsychologie und Ich-Analyse, 1921), ist es leicht, in diesen Strafträumen Wunscherfüllungen des Über-Ichs zu erkennen.“

Und ähnlicherweise steht auch bei der ausführlicheren Behandlung des unlustvollen Materials im Traume und der Strafträume (8. Aufl. S. 380 f., Ges. Schr. III. S. 162) jetzt die Bemerkung: „Hier ist die Stelle für die Einfügung des später von der Psychoanalyse erkannten Über-Ichs.“

Der Terminus „Gegenbesetzung“ dürfte bisher in der „Traumdeutung“ nicht vorgekommen sein. Nun fügt Freud dieses Wort in der 8. Auflage ausdrücklich ein, wo vom entsprechenden Vorgang schon von jeher, d. h. von der 1. Auflage an die Rede war. Bei der Behandlung der Affektverwandlung des Traumes wird (auf S. 412 der 8. Aufl., Ges. Schr. II. S. 522) den Worten „es kommt dann zum Abwehrkampf, indem das *Vbw* den Gegensatz gegen die verdrängten Gedanken verstärkt“ in Klammern hinzugefügt: „Gegenbesetzung“.

Schließlich sei über die 8. Auflage noch erwähnt, daß sie auf die beiden Aufsätze „Traum und Dichtung“ und „Traum und Mythos“, die Otto Rank zu den früheren Auflagen beigezeichnet hat, verzichtet hat, ebenso auch darauf, die Bibliographie der Traumprobleme aus den früheren Auflagen fortzuführen. Neben der — die Vollständigkeit immerhin annähernden — Bibliographie der Traumliteratur bis 1900 mit mehr als 250 Titeln ist in einer zweiten Gruppe nur noch eine Auswahl aus den seitherigen Erscheinungen angeführt, die allerdings auch fast ebensoviel Titel aufweist.

Und noch eine typographische Feststellung über die 8. Auflage. Die Traumtexte sind nicht mehr im Sperrsatz gedruckt. Der sich über viele Zeilen erstreckende Sperrsatz hatte nicht nur eine unbegründete Raumverschwendung bedeutet, sondern die Lesbarkeit empfindlich beeinträchtigt. Die Träume sind nun in *Schrägschrift* gesetzt, womit eine Angleichung an die mittlerweile entstandenen Usancen der psychoanalytischen Veröffentlichungen erzielt ist.

A. J. St.

Beitrag zur Bibliographie der psychoanalytischen Biographik

Zusammengestellt von A. J. Storfer

„Die großen Schriftsteller, überhaupt die anerkannten Großen in der Weltgeschichte sind für eingehendes Studium schon deshalb besonders geeignet, weil sie über allen Anklagen stehen. Sie sind von vornherein des Freispruchs sicher infolge der Bedeutung, der großen Rolle, die ihnen zugefallen ist. Wie immer auch sie in der Nähe erscheinen mögen, sie sind im Rechte, zu beredt zeugen für sie ihre Werke — monumenta aere perenniora. Und wenn wir vom Durchschnittsmenschen mit Nachsicht zu reden geneigt sind, und auf seine Fehler, oder das, was gemeiniglich seine Fehler genannt wird, durch die Finger sehen, so können wir an die Großen offenen Auges herantreten und brauchen nicht zu fürchten, ihre Eigenschaften und Eigenheiten beim richtigen Namen zu nennen. Was täte es, wenn sich bei Alexander von Mazedonien auch Feigheit auffände, bei Plato und Aristoteles auch Unwissenheit und Oberflächlichkeit, beim heiligen Augustin auch Ungläubigkeit! Wie schlicht und ruhig berichtet doch das Evangelium, daß der Apostel Petrus sich in einer einzigen Nacht dreimal von Christus losgesagt habe. Und dies hat ebensowenig die Menschheit daran gehindert, ihm in Rom einen herrlichen Tempel zu errichten, wie es unzählige Millionen von Gläubigen davon nicht abhält, ehrfurchtsvoll den Fuß seiner Statue zu küssen, ja, seine Stellvertreter gelten noch heute als unfehlbar... Die Mängel der Großen der Menschheit können ihnen nicht als persönliche Mängel angerechnet werden; die Armut dieser Reichen ist eine allmenschliche, man möchte sagen, kosmische Armut. Enthüllungen und Anklagen sind da schlecht angebracht. Hinter dieser Armut ruht ein großes Geheimnis, dem sich zu nahen, ein ewiges Bedürfnis der Sterblichen ist...

Leo Schestow. (Aus dem VI. Band der russischen Ausgabe übersetzt von Max Eitingon.)

Amenhotep

Karl Abraham: Amenhotep IV (Echnaton). Psychoanalytische Beiträge zum Verständnis seiner Persönlichkeit und des monotheistischen Aton-Kultes. Imago I (1912), 334—360.

Hosea

Adolf Allwohn: Die Ehe des Propheten Hosea in psychoanalytischer Beleuchtung. Verlag Töpelmann, Gießen 1930. (Diese Untersuchung kann nur mit Einschränkung als psychoanalytisch bezeichnet werden. Man vgl. das Referat von Graber in Imago XIV, 1928, 542 f.)

Cornelia

S. Ferenczi: Cornelia, die Mutter der Gracchen. Int. Zeitschr. f. PsA. V (1919) 117—120. Enthalten auch in: Ferenczi, Populäre Vorträge über Psychoanalyse. Int. PsA. Verlag, Wien 1922.

Caligula

Hanns Sachs: Bubi — Das Leben des Caligula. J. Bard, Berlin 1933

Alexander der Große

William Boven: Alexander der Große. Imago VIII (1922) 418—431.

L. Pierce Clark: Alexander the Great. The PsA. Review X (1923) 56 ff.

Man vgl. auch die von M. Eitingon (im Zentralbl. f. PsA. II, 1913: 415 f.) übersetzte Stelle von Leo Schestow über „Alexander und Diogenes“.

Paulus

Oskar Pfister: Die Entwicklung des Apostels Paulus. Imago VI (1920) 243—290.

Mohamed

O. Berkeley-Hill: A short study of the life and character of Mohamed. Int. Journ. of PsA. II (1921) 31—53.

Leonardo da Vinci

Sigm. Freud: Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci. (Schriften z. angew. Seelenkunde VII), Verlag Deuticke, Wien 1910, 2. Aufl. 1919, 3. Aufl. 1923. — In Gesamm. Schriften, Bd. IX, S. 371—454.

Oskar Pfister: Kryptotalie, Kryptographie und unbewußtes Vexierbild bei Normalen. Jahrb. f. psa. u. psychopath. Forsch. V (1913) S. 146 ff.

Rudolf Reitler: Eine anatomisch-künstlerische Fehlleistung Leonardos da Vinci. Int. Zeitschr. f. PsA. IV (1916) 205—207. (Dieser Beitrag und der vorangegangene von Pfister wurde von Freud in der 2. Aufl. seiner Leonardo-Studie bereits verwertet.)

J. Hárník: Ägyptologisches zu Leonardos Geierphantasie. Int. Zeitschr. f. PsA. VI (1920) 362.

Andrea del Sarto

Ernest Jones: Andrea del Sartos Kunst und der Einfluß seiner Gattin. Imago II (1913) 468—480. — Englisch im Sammelband: Jones, Essays in Applied Psycho-Analysis. London 1923.

Cellini

I. Hermann: Benvenuto Cellinis dichterische Periode. Imago X (1924) 418—423.

Dürer

Alfred Winterstein: Dürers Melancholie im Lichte der Psychoanalyse. Imago XV (1929) 145 ff. — Auch in Buchform im Int. PsA. Verlag, 1929.

Dante

Alice Sperber: Von Dantes unbewußtem Seelenleben. Imago III (1914) 205—249.

Fritz Wittels: Le grand amour. Die psa. Bewegung. I (1929) 242 ff.

Shakespeare

Auf die Zusammenstellung der auf Shakespeare bezüglichen vielen Abhandlungen und Stellen in der psychoanalytischen Literatur wird hier verzichtet, sie soll in dieser Zeitschrift später einmal gegeben werden. Übrigens beschäftigt sich die psychoanalytische Shakespeare-Literatur fast ausschließlich mit dem Werk des Dichters, nicht mit seiner Persönlichkeit selbst, was angesichts des Dunkels, das um die Person schwebt, leicht begreiflich ist.

Margaretha Ebner

Oskar Pfister: Hysterie und Mystik bei Margaretha Ebner (1291 bis 1351). Zentralbl. f. PsA. I (1911) 468—485. — Auch enthalten in: Pfister, Religiosität und Hysterie. Int. PsA. Verlag. Wien 1928.

Jakob Böhme

Arthur Kielholz: Jakob Böhme. Ein pathographischer Beitrag zur Psychologie der Mystik. (Schriften z. angew. Seelenkunde XVII) Wien 1919.

Swedenborg

E. Hirschmann: Swedenborgs Paranoia. Zentralbl. f. PsA. III (1913) 32—36.

Zinzendorf

Oskar Pfister: Die Frömmigkeit des Grafen von Zinzendorf. (Schrift. z. angew. Seelenkunde VIII) Verlag Deuticke, Wien 1910, 2. Aufl. 1925.

Hiezu noch folgende Polemiken (Repliken):

Pfister: Hat Zinzendorf die Frömmigkeit sexualisiert. Zeitschr. f. Relig.-psych. V (1911).

Pfister: Zinzendorfs Frömmigkeit im Lichte Gerhard Reichels und der Psychoanalyse. Schweiz. theol. Zeitschr. 1911.

J. Binggeli, A. Unternährer

Hermann Rorschach: Zwei schweizerische Sektenstifter. Imago XIII (1927) 395 ff. — Auch in Buchform: Int. PsA. Verlag, Wien 1927.

Rousseau

René Laforgue: Etude sur Jean-Jacques Rousseau. Revue Franç. de PsA. I (1927) 370 ff. — Deutsch in Imago XVI (1930) 146 ff. — Deutsch auch in Buchform: Int. PsA. Verlag, Wien 1930.

Pascal

I. Hermann: Zwei Überlieferungen aus Pascals Kinderjahren. Imago XI (1925) 246—351.

Comte

Phyllis Blanchard: A psychoanalytic study of Auguste Comte. Americ. Journ. of Psychology. XXIX (1918). — (Ich kann — da mir diese Abhandlung nicht zugänglich war — nicht feststellen, ob sie sich mit Recht als psychoanalytisch bezeichnet).

Goethe

Sigm. Freud: Eine Kindheitserinnerung aus „Dichtung und Wahrheit“. Imago V (1917) 49—57. Ges. Schr. Bd. X. — (Dazu vgl. — wenn auch nicht auf Goethe bezüglich: Hárník, Zum Hinauswerfen von Gegenständen aus dem Fenster durch kleine Kinder. Int. Zeitschr. f. PsA. VI, 1920, 160 f.)

J. Hárník: Psychoanalytisches aus und über Goethes „Wahlverwandtschaften“. Imago I (1912) 507—518.

J. Hárník: Nachtrag zur Kenntnis der Rettungsphantasie bei Goethe. Int. Zeitschr. f. PsA. V (1919) 120 f.

I. Hermann: Die Regression zum zeichnerischen Ausdruck bei Goethe. Imago X (1924) 431—433.

Theodor Reik: Warum verließ Goethe Friederike? Imago XV (1929) 400 ff u. in Buchform: Int. PsA. Verlag, Wien 1930.

Philipp Sarasin: Goethes Mignon. Imago XV (1929) 349 ff u. in Buchform: Int. PsA. Verlag, Wien 1930.

Schiller

Otto Rank: Das Inzestmotiv. Verlag Deuticke, Wien 1912. 2. Aufl. 1926. (An vielen Stellen des Buches).

Hanns Sachs: Schillers Geisterseher. Imago IV (1915) 69—95, 145—179. — Auch enthalten in: Sachs, Gemeinsame Tagträume. Int. PsA. Verlag, Wien 1924.

Körner

O. Rank: Das Inzestmotiv. 2. Aufl. Wien 1926. 579 ff.

Kleist

I. Sadger: Heinrich Kleist. Eine pathographisch-psychologische Studie (Grenzfr. d. Nerv.- u. Seelenleb., H. 75.) Bergmann, Wiesbaden 1909.

Ernest Jones: Das Problem des „Gemeinsamen Sterbens“, namentlich mit Bezug auf den Selbstmord Heinrich von Kleists. Zentralbl. f. PsA. I (1911) 563—567. Englisch enthalten: Jones, Essays in Applied Psychoanalysis. London 1923.

Hellmuth Kaiser: Kleists Prinz von Homburg. Imago XVI (1930) S. 119 ff. (Man vgl. dazu auch Hermann Runge: Primaner Kurt spielt den Prinzen von Homburg. Zeitschr. f. psa. Pädagogik IV, 1930, Heft 6/7.)

Lenau

I. Sadger: Aus dem Liebesleben Nikolaus Lenaus. (Schrift. z. angew. Seelenk. VI). Verlag Deuticke, Wien 1909. 2. Aufl. 1925.

De la Motte Fouqué

Emil Lorenz: Die Kindheitserinnerungen des Barons de la Motte Fouqué. Imago II (1913) 513—519.

Hebbel

I. Sadger: Friedrich Hebbel, ein psychoanalytischer Versuch (Schriften z. angew. Seelenk. XVIII). Deuticke, Wien 1920.

Grillparzer

O. Rank: Das Inzestmotiv. 2. Aufl. Wien 1926. 533 ff.

C. F. Meyer

I. Sadger: Conrad Ferdinand Meyer. Eine pathographisch-psychologische Studie. (Grenzfr. d. Nerv.- u. Seelenleb., H. 59.) Bergmann, Wiesbaden 1908.

O. Rank: Das Inzestmotiv. 2. Aufl. Wien 1926. 499 ff.

(Ferner im vorliegenden Heft die Arbeit von Krebs).

Gottfried Keller

E. Hitschmann: Gottfried Keller. Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive. Int. PsA. Verlag, Wien 1919.

Dauthendey

E. Hitschmann: Ein Dichter und sein Vater. Beitrag zur Psychologie religiöser Bekehrung und telepathischer Phänomene. Imago IV (1916) 337—345.
— Man vgl. dazu auch Hitschmann: Telepathie und Psychoanalyse. Imago IX (1923) 368—382.

Schubert

E. Hitschmann: Franz Schuberts Schmerz und Liebe. Int. Zeitschr. f. PsA. III (1915) 287—292.

Richard Wagner

S. die bibliograph. Zusammenstellung in dieser Zeitschrift, I. Jahrg. S. 70.

Wassermann

E. Hitschmann: Zum Werden eines Romandichters. Imago I (1912) 49 ff.

Van Gogh

A. J. Westerman Holstijn: Die psychologische Entwicklung Vincent van Goghs. Imago X (1924) 389—417.

Segantini

Karl Abraham: Giovanni Segantini. Ein psychoanalytischer Versuch. (Schriften z. angew. Seelenkunde XI). Deuticke, Wien 1911. 2. Aufl. 1925.

Wilhelm Busch

Otto Rank: Ein Selbstbekenntnis Wilhelm Busch's. Zentralbl. f. PsA. I (1911) 523.

Hans Cornioley: Sexualsymbolik in der „Frommen Helene“ von Wilhelm Busch. Die psychoanalytische Bewegung, I (1929) 154 ff.

Heinrich VIII

I. C. Flügel: Charakter und Eheleben Heinrichs VIII. Int. Journ. of PsA. I (1920). — Deutsch in Imago VII (1921) 424—452.

Napoleon

L. Jekels: Der Wendepunkt im Leben Napoleons I. Imago III (1914) 313—381. Französisch in Revue Franç. de PsA. III (1929) 272 ff.

Louis Bonaparte

Ernest Jones: The Case of Louis Bonaparte, King of Holland. In „Essays in Applied Psycho-Analysis“. London 1923.

Ludwig II

Karl Landauer: Die Gemeinschaft mit sich selber. Die psychoanalytische Bewegung II, 260 ff.

Lincoln

L. Pierce Clark: A psychologic study of Abraham Lincoln. The PsA. Rev. VIII (1921) 1—21. (Man vgl. auch über Lincolns Mörder, John Wilkes Booth: Wittels, Die großen Hasser. Die psychoanalytische Bewegung I.)

Roosevelt, Wilson

In der Wochenausgabe der „New York Times“ erschien am 24. März 1912 (in einer Präsidentenwahlkampagne) ein Aufsatz von Morton Prince: „Roosevelt, durch die neue Psychologie analysiert“. Vgl. dazu das Referat von Ernest Jones im Zentralblatt für PsA. II (1912) 675 ff. Die Redaktion bemerkt dazu, „daß wir mit der Tendenz, die Psychoanalyse zu Eingriffen in das Privatleben zu benutzen, durchaus nicht einverstanden sind“.

George Sylvester Viereck: Roosevelt. A study in ambivalence. New York. Jackson Press (Erscheinungsjahr unbekannt. Wahrscheinlich im Kriege). Vgl. dazu das kurze Urteil von Stanford Read im „Bericht über die Fortschr. d. PsA. 1914—1919“: „sehr subjektiv aufgefaßte Monographie“.

William Bayard Hale: The story of a Style. A psychoanalytic Study of Woodrow Wilson. New York 1920 (besprochen von Jones in Internat. Journ. of PsA. III, 385—387). (Diese Arbeit, eine pamphletartige Zerpfückung des Charakters des Präsidenten auf Grund der Eigenheiten seines Stiles, — wie wohl auch die vorhergenannte über Roosevelt, — kann nur ganz peripherisch zur psychoanalytischen Literatur gezählt werden. Von anderen zeitgenössischen Veröffentlichungen, die auch von der Psychoanalyse beeinflusst sind, ohne sich wirklich und ganz der psychoanalytischen Methode zu bedienen, unterscheidet sich die obige Arbeit eigentlich nur dadurch, daß sie selbst sich im Untertitel als psychoanalytisch bezeichnet).

Lassalle

Erwin Kohn: Lassalle — der Führer. Int. PsA. Verlag, Wien 1926.

Schopenhauer

E. Hitschmann: Schopenhauers Versuch einer Psychoanalyse des Philosophen. Imago II (1913) 101—174.

Nietzsche

Ein Vortrag, den Everett D. Martin im Mai 1920 in der New York PsA. Society gehalten hat (vgl. darüber das Autoreferat in der Int. Z. f. PsA., VII, 1921, 517 f.), dürfte in Druck nicht erschienen sein.

Darwin

I. Hermann: Charles Darwin. Imago XIII (1927) 57 ff.

Fechner

I. Hermann: Gustav Theodor Fechner. (Eine psychoanalytische Studie über individuelle Bedingtheiten wissenschaftlicher Ideen). Imago XI (1925) 371 ff. — Auch in Buchform in: Int. PsA. Verlag, Wien 1925.

August Kekulé

Alfred Robitsek: Symbolisches Denken in der chemischen Forschung. Imago I (1912) 83—90.

Shelley

Otto Rank: Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage. Deuticke, Wien 1912, 2. Aufl. 1926. 510 ff.

Byron

O. Rank: Das Inzestmotiv. 2. Aufl. Wien 1926. 138 ff, 518 ff.

Francis Thompson

Ella F. Sharpe: A psycho-analytical appreciation of the life and work of Francis Thompson. Vortrag am 18. April 1923 in der British PsA. Soc. Autoref. in Int. Zeitschr. f. PsA. IX, 549.

Thomas Verner Moore: The Hound of Heaven. The PsA. Review V (1915) 345—363.

Schwestern Bronte

Lucile Dooley: Psychoanalysis of Charlotte Bronte as a type of the women of genius. Americ. Journ. of Psychology, 1920.

Lucile Dooley: Psychoanalysis of the Character and Genius of Emily Bronte. The PsA. Review XVII (1930) 208 ff.

George Sand

Helene Deutsch: George Sand — ein Frauenschicksal. Imago XIV (1928) 334 ff. — Auch abgedruckt im „Almanach der Psychoanalyse 1929“.

Marie Bashkirtseff

Alice Hermann-Cziner: Die Grundlagen der zeichnerischen Begabung bei Marie Bashkirtseff. Imago X (1924) 434—438.

Flaubert

Theodor Reik: Flaubert und seine Versuchung des heiligen Antonius. J. C. Bruns, Minden 1912.

Theodor Reik: Zwei Träume Flauberts. Zentralbl. f. PsA. III (1913) 222—224.

Dumas

Theodor Reik: Eine Kindheitserinnerung Alexander Dumas'. Imago V (1917) 128f.

Maupassant

Theodor Reik: Aus dem Leben Guy de Maupassants. Imago II (1913) 519—521.

Proust

S. C. Burchill: Marcel Proust. An Interpretation of his life. The PsA. Rev. XV (1928) 299—303.

Dostojewski

Eine Reihe von Vorträgen in russischer Sprache, die in der Russischen Psychoanalytischen Vereinigung im Laufe der letzten 15 Jahre über Dostojewski, Gogol und andere russische Dichter und Künstler gehalten worden sind, können wir hier nicht anführen, da sie z. T. überhaupt nicht gedruckt worden sind, z. T. nur in russischen Zeitschriften veröffentlicht wurden und uns nicht zugänglich sind.

Jolan Neufeld: Dostojewski — Skizze zu seiner Psychoanalyse. Int. PsA. Verlag, Wien 1923.

Sigm. Freud: Dostojewski und die Vätertötung. „Almanach der Psychoanalyse 1930“.

Theodor Reik: Freuds Studie über Dostojewski. Imago XV (1929) 233 ff. — Auch in „Almanach der Psychoanalyse 1930“.

S. C. Burchill: Dostojewsky and the Sense of Guilt. The PsA. Rev. XVII (1930) 195 ff.

Tolstoi

N. Ossipow: Tolstois Kindheitserinnerungen. Ein Beitrag zu Freuds Libidotheorie. Int. PsA. Verlag, Wien 1923.

N. Ossipow: Über Leo Tolstois Seelenleiden. Imago IX (1923) 495—498.

Ibsen

S. die bibliographische Zusammenstellung in dieser Zeitschrift, I. Jg., S. 72. (Die dort angeführten Arbeiten beschäftigen sich allerdings fast ausnahmslos nur mit den Werken des Dichters, nicht mit seiner Persönlichkeit.)

Strindberg

O. Rank: Das Inzestmotiv. 2. Aufl. Wien 1926. 40 ff.

Axel Johan Upvall: August Strindberg, a psychoanalytic study with special reference to the Oedipus-Complex. Richard Badger, Boston 1921. (Über die Mängel dieser Arbeit vgl. das Referat von James Strachey in Int. Journ. of Ps.A. IV, 1923, S. 231 f.)

S. in diesem Heft die Arbeit von Bachler über Strindberg.

Hamsun

Gregory Stragnell: A psychopathological study of Knut Hamsuns „Hunger“. The Ps.A. Review IX (1922) 198—217.

E. Hitschmann: Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns. Imago XII (1926) 336 ff. — Auch in Buchform in: Internat. PsA. Verlag, Wien 1926.

E. Hitschmann: Von, über und um Hamsun. Imago XIV (1928) 358 ff.

E. Hitschmann: Knut Hamsun und die Psychoanalyse. Die psa. Bewegung I, 318 f.

W. A. Berendsohn: Knut Hamsun und die Psychoanalyse. Die psa. Bewegung II, 60 ff.

*

Eine Vollständigkeit kann und will die obige Zusammenstellung nicht anstreben. In mancher Hinsicht ist ihre Beschränktheit eine beabsichtigte. So mußten sinngemäß jene psychoanalytischen Untersuchungen über Dichter, die es nur auf die Analyse der Werke, ihrer Gestalten und Motive, absehen, aus einer Bibliographie der Biographik ausscheiden. Doch auch kürzere Veröffentlichungen (z. B. Zitate psychoanalytisch bemerkenswerter Stellen aus Autobiographien, Briefen, Lebenserinnerungen) sind hier, eben wegen ihrer Kürze, meistens vernachlässigt worden; insbesondere solche kürzere Veröffentlichungen, die später von demselben Verfasser oder auch von einem anderen in einem größeren Zusammenhang verarbeitet worden sind. Ferner mußte auch monographischen Abhandlungen über Dichter, Philosophen, Gelehrte, die dort in der einen oder anderen Art als Vorläufer der Psychoanalyse charakterisiert sind, ohne aber auch biographisch behandelt zu werden, die Aufnahme in diese Liste selbstverständlich verwehrt werden. Wo die psychoanalytisch-biographische Untersuchung die sich an eine Persönlichkeit knüpfende Überlieferung (Mythen, Legenden usw.) zum Gegenstand hat und nicht die Persönlichkeit selbst (und sei sie eine unhistorisch-mythische wie Jesus Christus, oder eine historische wie Don Juan de Tenorio), so mußte natürlich auch auf die Anführung an dieser Stelle verzichtet werden. Und schließlich dürfte mancher Titel in dieser Zusammenstellung einfach aus dem Grunde fehlen, weil er in der immerhin schon sehr ausgedehnten psychoanalytischen Literatur übersehen worden ist. Dies könnte besonders der Fall bei der mir nicht lückenlos zugänglichen außerdeutschen psychoanalytischen Literatur sein.

Ein Traum Baudelaires

Von

René Laforgue

Dr. Laforgue, der um die Einführung der Lehre Freuds in Frankreich überaus verdienstvolle Pariser Psychoanalytiker, bereitet eine größere psychoanalytische Studie über Charles Baudelaire vor. Das Buch wird voraussichtlich noch in diesem Jahre, und zwar zunächst in französischer Sprache erscheinen; die deutsche Übersetzung wird wohl auch nicht lange auf sich warten lassen. Wir veröffentlichen hier aus dem Manuskript ein Bruchstück, das einen charakteristischen Traum des Dichters behandelt; es ist einem größeren Zusammenhang, dem Kapitel über die Potenzstörungen Baudelaires entnommen.

In einem Briefe vom 13. März 1856 berichtet Baudelaire seinem Freunde Asselineau folgenden Traum:

Mein lieber Freund!

Da ich weiß, daß die Träume Sie amüsieren, lasse ich Ihnen einen zugehen, der Ihnen sicher nicht mißfallen wird. Es ist 5 Uhr morgens, also ganz warm. Ich füge hinzu, daß es nur eines der tausend Traummuster ist, von denen ich bestürmt werde und ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß ihre äußerste Sonderbarkeit, ihr allgemeiner Charakter meinen Beschäftigungen und meinen Liebesabenteuern völlig fremd zu sein, mich immer auf den Gedanken bringen, daß sie eine Hieroglyphensprache sind, zu der mir der Schlüssel fehlt.

Es war (in meinem Traume) zwei oder drei Uhr morgens, und ich spazierte allein auf der Straße. Ich begegne Castille, der, wie ich glaube, mehrere Gänge zu machen hatte und ich erkläre ihm, ich werde ihn begleiten und den Wagen zu einem persönlichen Gange benutzen. Wir nehmen also einen Wagen. Ich betrachtete es als meine Pflicht, der Besitzerin eines großen Bordells ein soeben erschienenen Buch von mir zu schenken. Beim Betrachten meines Buches, das ich in der Hand hielt, zeigte es sich, daß es ein obszönes Buch war, was die Notwendigkeit, es dieser Frau zu geben, verständlich machte. Weiterhin war diese Notwendigkeit in meinem Geiste im Grunde ein Vorwand, eine Gelegenheit, eine der Dirnen des Hauses im Vorbeigehen zu; was besagt, daß ich es ohne den Drang des Buchschenkens nie gewagt hätte, in ein solches Haus zu gehen.

Von allem dem sage ich nichts zu Castille, ich lasse den Wagen vor der Türe dieses Hauses halten, und lasse Castille im Wagen, wobei ich mir verspreche, ihn nicht lange warten zu lassen.

Nachdem ich geläutet habe und eingetreten bin, bemerke ich, daß mein zum Schlitz meiner aufgekнопelten Hose herabhängt, und ich halte

es für unanständig, mich (selbst an einem solchen Orte) so vorzustellen. Ich fühle ferner, daß meine Füße ganz feucht sind und gewahre, daß sie nackt sind, und daß ich sie unten an der Treppe in eine Wasserlache gesetzt habe. *Bah!* sage ich mir, ich wasche sie, bevor ich..... und bevor ich aus dem Hause gehe. Ich gehe hinauf. — Von diesem Augenblicke an ist vom Buche nicht mehr die Rede.

Ich befinde mich in weiten Galerien, die unter einander in Verbindung stehen — schlecht erleuchtet — von einem traurigen und vergilbten Aussehen — wie die alten Kaffeehäuser, die alten Lesezimmer, die garstigen Spielhäuser. Die Dirnen, in den weiten Galerien zerstreut, plaudern mit Männern, unter denen ich einige Gymnasiasten erblicke. Ich fühle mich sehr traurig und sehr eingeschüchtert; ich fürchte, man sehe meine Füße. Ich betrachte sie und bemerke, daß einer mit einem Schuh versehen ist. Kurz nachher sehe ich, daß beide beschuht sind. Es fällt mir auf, daß die Wände dieser weiten Galerien mit mannigfaltigen, eingerahmten Zeichnungen geschmückt sind. Nicht alle sind obszön. Es sind darunter sogar Zeichnungen von Architekturen und ägyptischen Figuren. Da ich immer schneuer werde, wage ich es nicht, eine Dirne anzusprechen und durch eine genaue Besichtigung der Zeichnungen will ich mich darüber hinwegtäuschen.

In einem etwas zurückliegenden Teile von einer dieser Galerien, finde ich eine besonders seltsame Sammlung. In einer Masse von kleinen Rahmen, erblicke ich Zeichnungen, Miniaturen, photographische Abzüge. Sie stellen farbige Vögel dar mit glänzendem Gefieder. Ihr Auge ist lebendig. Bisweilen sind es nur Vogelhälften. Manchmal sind es Bilder von seltsamen, mißgestalteten, fast amorphen Wesen wie Meteore. In einer Ecke von jeder Zeichnung steht eine Anmerkung: *Die Dirne so und so, ... Jahre alt, hat diesem Foetus in dem und dem Jahre das Leben geschenkt. Weitere Anmerkungen dieser Art.*

Ich mache die Überlegung, daß solche Zeichnungen wenig dazu geeignet sind, Liebesgedanken einzuflößen.

Eine andere Überlegung ist die: Es gibt ja in der Welt nur eine einzige Zeitung, das „*Siècle*“, die einfältig genug sein kann, ein Bordell zu eröffnen, und dort zugleich eine Art medizinisches Museum einzurichten. Es ist in der That das „*Siècle*“, sage ich mir plötzlich, welches der Urheber dieser B.....spekulation ist, und das medizinische Museum erklärt sich aus seinem Fortschritts-, Wissenschafts- und Aufklärungsgeist. — Dann überlege ich, daß die moderne Dummheit und Torheit ihren geheimnisvollen Vorteil haben, und daß oft, was für das Böse gemacht worden ist, sich durch eine geistige Mechanik zum Guten wendet. Ich bewundere in mir selber die Schärfe meines philosophischen Geistes.

Aber unter allen diesen Wesen findet sich eines, das gelebt hat. Es ist ein im Hause geborenes Ungeheuer, das sich auf ewig auf einem Piedestal hält.

Obwohl es lebt, gehört es trotzdem zum Museum. Es ist nicht häßlich. Sein Gesicht ist sogar hübsch, gebräunt, von einer orientalischen Farbe. Es hat viel Rosiges und Grünes in sich. Es sitzt zusammengekauert, aber sehr bizarr und verdreht. Ferner dreht sich etwas Schwärzliches mehrmals um es herum, und um seine Glieder, wie eine große Schlange. Ich frage es, was es sei; es sagt mir, daß es ein ungeheuer großer Wurmfortsatz sei, der von seinem Kopfe ausgehe, etwas Elastisches wie Gummi und so lang, so lang, daß, wenn es ihn wie einen Haarschwanz um den Kopf rollen würde, dies viel zu schwer und unmöglich zu tragen wäre; daß es deshalb gezwungen sei, ihn um seine Glieder zu rollen, was übrigens nur noch eine schönere Wirkung zur Folge habe. Ich spreche lange mit dem Ungeheuer. Es berichtet mir von seinen Sorgen und seinem Kummer. Schon seit Jahren ist es gezwungen, sich in diesem Saale aufzuhalten, auf diesem Piedestal, und zwar der Neugierde des Publikums wegen. Aber die größte Sorge verursacht ihm die Stunde des Nachtessens. Da es ein lebendes Wesen ist, muß es mit den Mädchen des Hauses speisen, schwankend infolge seines Gummifortsatzes sich ins Eßzimmer begeben, wo es ihn um sich herum gerollt behalten oder wie ein Pack Stricke auf einen Stuhl legen muß, denn ließe es ihn auf dem Boden nachschleppen, so würde er ihm den Kopf nach rückwärts reißen.

Ferner ist es gezwungen, obwohl es klein und gedrungen ist, neben einem großen und wohlgestalteten Mädchen zu essen. Es liefert mir übrigens alle diese Erklärungen ohne Bitterkeit. — Ich wage es nicht zu berühren... aber ich interessiere mich für es.

In diesem Augenblicke, — dies ist nicht mehr Traum — lärmt meine Frau mit einem Möbel im Zimmer, worüber ich erwache. — Ich erwache erschöpft, gebrochen, im Rücken, in den Beinen und Hüften wie gerädert. — Ich nehme an, daß ich in der verdrehten Lage des Ungeheuers geschlafen habe.

Ich weiß nicht, ob Ihnen dies alles so drollig vorkommen wird wie mir. Ich vermute, daß es dem guten Minot schwer fallen dürfte, darin eine moralische Übertragung zu finden.

Ganz der Ihre...

Mit dem uns zur Verfügung stehenden Material sind wir in der Lage, eine Deutung dieses vom psychoanalytischen Standpunkte aus sehr typischen Traumes zu versuchen. Wir haben zwar nicht auf diesen Trauminhalt gewartet, um festzustellen, daß Baudelaire in Bezug auf sein Glied an Minderwertigkeitsgefühlen leidet, die hier in seinen nackten Füßen, in seiner Schüchternheit etc. zum Ausdruck kommen. Wir haben schon auf seinen Exhibitionismus aufmerksam gemacht, der sich in seinem Vokabular und in den schlüpfrigen Themen äußert, die öffentlich zu behandeln Baudelaire sich gedrängt fühlt. Ebenfalls war schon die Rede von der Kompensierung, welche seine dem Gliede substituierten Ge-

danken für ihn bedeuten. Man wird darum nicht sonderlich erstaunt sein, wenn man am Ende des Traumes vernimmt, daß Baudelaire beim Erwachen die Empfindung hat, in der verdrehten Lage des Ungeheuers geschlafen zu haben. Das Ungeheuer dieses Traumes ist in der Tat Baudelaire selber mit all seinen Sorgen und seinem entsetzlichen Glied-Kopf. Wie die Zeichnungen, welche Baudelaires Aufmerksamkeit auf sich lenken, ist dieses Ungeheuer ein Fötus: „Die Dirne so und so, . . . Jahre alt, hat diesem Fötus in diesem und diesem Jahre das Leben geschenkt.“ Die Dirnen sind also Mütter und dazu noch Mütter von Ungeheuern, d. h. von Baudelaire selbst. Wie wir also sehen, maskiert die Zensur Baudelaire die Tatsache, daß er im Bordell seines Traumes ganz einfach den Inzest zu verwirklichen sucht. Wir geben hier in großen Zügen die Deutung des Traumes: Baudelaire geht mit Castille (wahrscheinlich sein Stiefvater, der General Aupick) ins Haus seiner Mutter. Castille-Aupick bleibt vor der Türe und wartet; in der Wirklichkeit ist das Gegenteil der Fall. Mit seinem Buche (Poesie) will Baudelaire zuerst das Äquivalent des Inzests verwirklichen¹. Aber immer wird er von etwas aufgehalten. Erstmals von der Wasserlache unten an der Treppe, was in ihm das Bedürfnis löst, sich zu waschen, weil er schmutzig ist. Dann durch die Zeichnungen, die er aufmerksam studiert und von denen einige farbigen Vögeln (Phallus) gleichsehen, deren Auge lebendig ist. Andere stellen nur Vogelhälften dar (Kastration). Andere noch sind ungeheuerliche amorphe Wesen wie Meteore. Derartige Zeichnungen, überlegt Baudelaire, sind wenig dazu angetan, mich zum sexuellen Verkehr anzureizen. Damit ergibt sich für die ägyptischen Figuren, diese Hieroglyphen, von denen Baudelaire am Anfange seines Traumes spricht, eine ganz besondere Bedeutung. Alle diese Symbole übersetzen die Minderwertigkeitsgefühle des Träumers in Bezug auf seinen Penis und seine Kastrationsangst. Besonders bezeichnend in dieser Hinsicht ist die Stelle:

„Es gibt in der Welt nur eine einzige Zeitung, das „Siècle“, die einfältig

1) Mein liebes Mütterchen, ich danke Dir für alle Deine Güte und Deine Gefälligkeiten. Deiner gedenkend, werden wir von Deinem Tee trinken. Lies mir zuliebe dieses Manuskript, das fertig ist und nur noch einige wenige Korrekturen zu erfahren hat. Ich habe es heute Morgen bei der Zeitung („La Démocratie“), wo es als unmoralisch abgewiesen wurde, zurückgezogen. Das Beste dabei aber ist, daß es dem Personal Bewunderung genug abgezwungen hat, um mich aufs liebenswertigste und höflichste mit der Bitte um ein anderes Manuskript zu beehren.

genug sein kann, ein Bordell zu eröffnen, und dort zugleich eine Art medizinisches Museum einzurichten. Es ist in der Tat, das „Siècle“, sage ich mir plötzlich, welches der Urheber dieser B spekulat[i]on ist und das medizinische Museum erklärt sich aus seinem Fortschritts-, Wissenschafts- und Aufklärungsgeist. — Dann überlege ich, daß die moderne Dummheit und Torheit ihren geheimnisvollen Vorteil haben, und daß oft, was für das Böse gemacht worden ist, sich durch eine geistige Mechanik zum Guten wendet. Ich bewundere in mir selber die Schärfe meines philosophischen Geistes.“

Mit andern Worten ausgedrückt, will der Träumer ungefähr sagen: „Meine Erfindung eines Bordells ist einzig. Ich begnüge mich damit, die Männer, die, nebenbei gesagt, Gymnasiasten sind, in ihrem Verkehr mit den Dirnen (Mutter) zu beobachten. Ich hüte mich wohl selber aktiv zu werden und bleibe ein passiver Zuschauer, der nicht aus seiner Rolle eines objektiven und wissenschaftlichen Beobachters herausgeht, eines Beobachters, für den dies alles nur insofern ein Interesse besitzt, als es durch die Phantasie, die Wissenschaft, d. h. zerebral erlebt werden kann. Die geistige Mechanik, von der im Traume die Rede ist, wird bedingt von der Zensur, der Hemmung, der Neurose Baudelaires, die für sein Unbewußtes ein wahres Kunstwerk ist, um das für das Böse Bestimmte zum Guten zu wenden, d. h. um seine Sexualität (das Böse) zu verdrängen und zu verhindern, daß sie seine Mutter je anders als auf verdeckte Art berühren kann.

Sehr aufschlußreich ist ebenfalls die Stelle vom Ungeheuer des Hauses, das mit Baudelaire in direkter Beziehung steht: „Ich nehme an, daß ich in der verdrehten Lage des Ungeheuers geschlafen habe.“ Ich verweise besonders darauf hin, daß das Ungeheuer sich für ewig auf einem Piedestal hält. Was für ein Bekenntnis von seiten Baudelaires, der sich so hoch einschätzte und sich so furchtbar ernst nahm¹. Bezeichnend ist auch das Schwärzliche, das sich

1) Brief von Asselineau: „Ich habe zu wiederholten Malen gesagt, daß Baudelaire einer jener seltenen Männer war, in deren Gesellschaft ich mich nie gelangweilt habe. Mit ihm kannte das Gespräch keine Längen. Sein Hang zur Diskussion feuerte ihn beständig an. Nur dauerte die Diskussion manchmal von mittag bis 11 Uhr nachts. Sein kindlicher Glaube in seine Unfehlbarkeit äußerte sich bisweilen auf die komischste Weise. Mitten in einer lebhaften Diskussion über die Notwendigkeit eines Planes in der Dichtung sagte er mir eines Tages im Bois de Boulogne mit befehlshaberischem Tone: *Voyons, voyons, voyons!* Ich habe Ihnen folgendes gesagt. Sie haben mir dies erwidert. Und ich habe Ihnen darauf mit großer Folgerichtigkeit geantwortet!“ Ich fiel fast um vor Lachen; er aber war ernst wie ein Brahma,

mehrmals um das Ungeheuer windet. Wer ist es, wenn nicht Jeanne Duval, die Mulattin? Die „tanzende Schlange“, die die Glieder schnürt? Jeanne Duval bedeutet in diesem Zusammenhange nichts anderes als ein ihm aus dem Kopfe wachsendes Organ, das zu ihm gehört, eine Art schwarzen Penis, den er überall zur Schau trägt, mit dem er sich martert, und der so lang, so lang ist, daß er, rollte er ihn wie einen Pferdeschwanz um seinen Kopf, zu schwer sein würde, als daß er ihn tragen könnte. Er muß ihn deshalb um seine Füße rollen, wodurch seine Wirkung übrigens nur verschönert wird. Wir brauchen nicht besonders zu betonen, daß Jeanne Duval unter diesem Gesichtswinkel gesehen nichts anderes bedeutet als ein Element einer Summe von Fakten, deren lebendiges Symbol sie ist und die z. B. auch in den „Litaneien des Satans“ zum Ausdruck kommen. Wir werden in einem späteren Kapitel nochmals darauf zurückkommen. Es genügt uns darauf hinzuweisen, daß der Traum besonders gut verständlich machen könnte, warum es Baudelaire nie gelingen konnte, sich von Jeanne Duval, an die er affektiv geschmiedet war, zu lösen, selbst dann nicht als jeder sexuelle Verkehr zwischen ihnen aufgehört hatte. Zu merken ist auch folgende Stelle des Traumes:

„Ich spreche lange mit dem Ungeheuer. Es berichtet mir von seinen Sorgen und seinem Kummer. Schon seit Jahren ist es gezwungen, sich in diesem Saale aufzubalten, auf diesem Piedestal, und zwar der Neugierde des Publikums wegen. Aber die größte Sorge verursacht ihm die Stunde des Nachtessens. Da es ein lebendes Wesen ist, muß es mit den Mädchen des Hauses speisen, schwankend, infolge seines Gummifortsatzes, sich ins Eßzimmer begeben, wo es ihn um sich herum gerollt behalten oder wie ein Pack Stricke auf einen Stuhl legen muß, denn ließe es ihn auf dem Boden nachschleppen, so würde er ihm den Kopf nach rückwärts reißen.“

Es ist klar, daß die vorliegenden Betrachtungen den Gegenstand des Traumes nicht erschöpft haben. Es bliebe noch viel zu sagen über daß Buch, das am Anfang des Traumes erwähnt ist und von dem fast wörtlich gesagt wird, daß es nur ein Vorwand ist, eine der Dirnen des Hauses zu . . . Welch strenges Urteil fällt Baudelaire über den Sinn und Zweck seiner Dichtung. Es ist übrigens interessant, diese Stelle mit einer Situation im Dramaentwurf „Le Marquis des Ier Huzards“ zu vergleichen, wo von einem Edelmann die Rede ist,

rot und hinreißend vor Entrüstung. „Nun, was denn?“, fuhr er fort, nachdem wir einige Schritte weitergegangen waren. „Ich muß es doch wohl sagen, wenn Sie es nicht sagen.“ Am Abend nach dieser denkwürdigen Diskussion rühmte er sich vor Monselet, mich übertölpelt zu haben.“

der seine Frau in der Hochzeitsnacht sozusagen nur geistig besessen hat. Wir werden Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen.

Begnügen wir uns für den Augenblick diesen Trauminhalt manifest sexueller Natur mit den Symptomen Baudelaires in Verbindung zu bringen. Auf diesen Traum hin darf man wohl annehmen, daß die sexuelle Impotenz Baudelaires sogar den Prostituierten gegenüber vorhanden war, und sich fragen, ob er diese Lokale nicht in erster Linie aufsuchte, um „Voyeur“ zu sein. Es ist nicht leicht, sich darüber ein definitives Urteil zu bilden, aber wir halten es für wahrscheinlich, daß bei ihm der Geschlechtsakt sogar mit Prostituierten nicht völlig normal sein mußte. War seine Haltung vorwiegend passiv? Benötigte er einen aktiven Eingriff seitens der Mädchen, um sich seiner Aufgabe gewachsen zu fühlen? Alle diese Fragen sind berechtigt. Was wir bekräftigen dürfen ist, daß in solchen Fällen in der Regel nicht der normale Akt ausgeführt wird. Wie Raskolnikow scheint Baudelaire seine Sonja unter den unglücklichen Geschöpfen der Bordelle gesucht zu haben.

Caligula

Von

Max Deri

Drei Faktoren sind es, die das Handeln jedes Menschen bestimmen, drei Faktoren also auch, die man heranziehen kann, um das Leben eines Anderen dem Hörenden oder Lesenden anschaulich zu machen. Es sind dies: der individuell bestimmte Teil des Bewußten — der soziologisch bestimmte Teil des Bewußten — das Unbewußte.

Das individuell Bewußte eines Menschen kann teils durch seine — direkten oder übermittelten — Aussagen bekannt werden, teils ist es aus seinen Handlungen erschließbar, soweit diese in ihren bewußten Motiven zu durchschauen sind. Der soziologisch bestimmte Teil des bewußten Ich ist ausschälbar, wenn man erstens die traditionell überlieferten Ideologien und zweitens die bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse und damit die aus ihnen neu erstehenden Ideologien der Lebenszeit des „Helden“ kennt. Und das Unbewußte ist von dem Sachverständigen einerseits durch Auflösung der Rationalisierungen zu erkennen, die der Handelnde in den bewußten Motivierungen seines Tuns bringt, andererseits aus jenen seiner Taten zu

erschließen, für die keine zureichenden „vernünftigen“ Gründe erkennbar sind.

Diese drei Faktoren der inneren Realität, das individuell Bewußte, das soziologisch Bewußte und das Unbewußte, greifen im wirklichen Dasein vielfältig ineinander. Und sie werden zu noch verwirrterem Reichtum dadurch geführt, daß jede Minute dieses Daseins auch noch den Einflüssen der äußeren Realität geöffnet ist. So kommt in Leben und Tun jedes Einzelnen ein Gebilde zustande, in dem wirklich jeder Griff tausend Verbindungen schlägt. Soll also aus literarischer Darstellung der lebendige Eindruck eines Menschen auferstehen, so müssen sich erfahrungsreiche Kenntnis der menschlichen Seele und ihrer immer wiederkehrenden Konstanten mit der Begabung zum einfühlenden Nachleben eines vorgelebten fremden Lebens glücklich vereinen.

In seltener Eindringlichkeit wirkt diese Vereinigung aus dem Buche von Hanns Sachs.¹ Es ist keine kritische Phrase: man geht durch die Seiten dieses Buches als magische Aura Caligulas. In gleichem Schritt und Tritt. Fasziniert.

Wie sich in der Darstellung von Sachs die Verfolgung der individuellen und der soziologischen, der bewußten und der unbewußten, der inneren und der äußeren Momente ineinanderfließt, ist ein wahres Webermeisterstück der Psychographie. Doch kann es an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe sein, darüber zu berichten, was Sachs an der Persönlichkeit des berühmten Kaisers an individuell-psychisch-bewußten und an soziologisch bedingten Zügen herausarbeitet. Der analytische Einblick ins Unbewußte Bubis ist, was uns hier interessiert, klärt sich ja auch das seelische Porträt Caligulas erst analytisch zur Gänze. Analytisch erhält sein Tun einen Sinn, analytisch ersieht man für sein Handeln „die zureichenden Gründe“.

Der Kaufpreis, den er für die Erhaltung seines Lebens zahlte, war schon von früher Jugend an der Verzicht auf sein eigenes Ich. Schon bevor Tiberius ihn in seine Nähe holte, zur Zeit noch, als der Befehlshaber der Prätorianer Sejan, der selbst nach der Nachfolge des Tiberius strebte, ihn von Spionen und Lockspitzeln umgeben ließ, nahm sich Caligula so in die Gewalt, daß ihm nichts anzuhaben war. In übermenschlich-unmenschlicher Selbstbeherrschung hielt der sonst so leicht Gereizte an sich. Neben Tiberius dann steigerte er noch diese Selbstverleugnung ins nahezu Unglaubliche.

1) Hanns Sachs: Bubi — Die Lebensgeschichte Caligulas. Verlag Julius Bard, Berlin 1930. Geh. M. 4'50; geb. M. 6'50. — Man vgl. auch „Die psychoanalytische Bewegung“, Heft 3 dieses Jahrganges, wo (S. 248 ff.) ein Kapitel des Buches („Caligulas Geliebte“) wiedergegeben wurde.

Dies war mehr als bloße Gefühlskälte. „Wo sich ein durch die Anlage schwächerer Mensch unter zwiespältigen Einflüssen und schwerem äußerem Druck entwickelt, da kann es geschehen, daß das Ich keine tiefen Wurzeln schlägt und trotz Erfahrung und Wachstum so wenig gefestigt wird, daß es — ähnlich wie das Ich des Kindes — locker und austauschbar bleibt.“ Schon Tacitus versucht, das innerste Geheimnis der Seele des Caligula auf diesem Wege zu enthüllen. Er spricht von der Selbstbeherrschung des Caligula, auf Grund der er trotz seinem sonst so ungezügelter Wesen kein Wort der Klage über das Schicksal der Mutter und der Brüder über die Lippen gebracht habe. Und er erklärt die Möglichkeit eines derartigen Verhaltens damit, daß Caligula Tag für Tag genau die Stimmung angenommen habe, von der Tiberius eben beherrscht war, sich ihm immer aufs neue, bis zur Art der Kleidung und bis in jede Redewendung hinein, angepaßt habe. „Der Vorgang, durch den Caligula die Schöpfung seiner eigenen Persönlichkeit ungeschehen machte und sich gewissermaßen in einen Spiegel umschuf, der das Bild des Tiberius aufnahm und bis auf weiteres festhielt, war eine instinktive Abwehr der ständig drohenden Lebensgefahr — eine Art Mimikry, durch die er eine Schutzfärbung annahm, die ihn unauffällig machen und retten sollte.“ Doch Caligula hätte, trotz aller Lebensnot, diese Identifizierung mit seinem Bedroher nicht durchführen können, wäre dieser nicht jenem Wunschbilde so ähnlich gewesen, das den Knaben seit seinen Kindertagen glühend erfüllt hatte. „Sein Vater war gestorben, als er das achte Jahr vollendet hatte, und seitdem war kein anderer Mann da, der Vaterstelle bei ihm vertreten konnte; er war bei Frauen und bezahlten oder unfreien Lehrern aufgewachsen, unter Menschen, auf die er nach den Anschauungen seiner Zeit, verächtlich herabschauen durfte. Tiberius war der einzige, zu dem er immer aufblicken mußte, und selbst die Angst, die alle, auch seine mutige Mutter, vor dem Kaiser empfanden, diente nur dazu, seine Gestalt zu vergrößern. Und dann, am Hofe und in der Nähe des Tiberius sah Caligula, wie schrankenlos der Oheim von dem Herrschervorrechte, Blut zu vergießen, Gebrauch machte und, da ihn selbst eine starke Regung in diese Richtung trieb, trat neben die Angst und die Verehrung noch der Neid — Gründe genug, sich ihm innerlich gleichzumachen, so sein zu wollen, wie er war.“

Damit aber war Caligulas seelisches Schicksal auch für seine Zukunft entschieden: er hatte in seiner Kindheit und Jugend kein eigenes Ich aufgebaut, er konnte dies nicht mehr nachholen. Er war dazu verdammt, das Maß seines Wesens stets nur von anderen her zu borgen, eine Selbstverwandlung nach der anderen vorzunehmen.

So warf er die Identifizierung mit seinem Oheim mit Leichtigkeit beiseite,

sowie er seines eigenen Lebens sicher war. Und nahm nun das Bild an, das die Legionen, die Flotte, die Provinzen und am nächsten das Volk Roms von ihm erwarteten: das Wesen des „edlen Herrschers“. Der Leichenzug des Tiberius, den Caligula im Trauergewande führte, wurde zum Triumphzuge für den neuen, als Ideal ersehnten Kaiser. Caligula hielt die Lobrede auf den unter seiner Mitschuld Getöteten: und er „vergoß dabei heiße Tränen, die keineswegs erheuchelt gewesen sein müssen“.

Doch brauchte Caligula stets ein anderes Ich, um es zu sein, so war ihm dies von zwei Seiten her erschwert. Einerseits war es ja für den, der sich als Herrscher über alle anderen erhaben fühlen mußte, nicht möglich, sich zum Abbild eines unter ihm Stehenden zu machen. Und andererseits saß, wie stets in solchen Fällen, die einmal angenommene fremde Seelenform — wie etwa die des Tiberius — ja nur sehr lose, als leichtes Kleid, als dünn aufgetragene Oberfläche über der haltlosen eigenen Seele. Doch in der Tiefe wird diese eigene Seele von den unsichtbaren Strömungen triebhafter Leidenschaften bewegt. „Ein Ich, das bestimmte Triebansprüche als böse und verwerflich, das heißt als für seine eigentlichen Absichten gefährlich verurteilen kann und sich ihnen mit Aufbietung aller seiner Kräfte hemmend in den Weg stellt, ist nicht vorhanden; so bekommen die flüchtigsten Wünsche für den Augenblick eine Allgewalt, wie sie bei anderen Menschen nur die großen Leidenschaften haben. Der Vergleich mit einem blutdürstigen Raubtier ist ebenso irrig wie der Eindruck, daß sich hier das absolut Böse verkörpere: diese Menschen haben nur nicht einmal die ersten Anfangsgründe dessen, was Güte oder Mitleid heißt, erlernen können, weil an ihnen alles, mit Ausnahme ihrer Triebe, auswechselbare Maske ist. Ein Musterknabe dieser Sorte war auch der, den die Römer zärtlich ihr „Bubi“ genannt hatten.“

Zunächst hatte sich ja der Ausweg gefunden, der zu scheinen, den alle von ihm erwarteten: der ersehnte große gütige Herrscher, mit dem ein goldenes Zeitalter heraufkam. Doch bald brachen triebhafte Tiefen auf, die sich um das neue Ideal ebensowenig kümmerten, wie sie schließlich vor der Gestalt des früheren Vorbildes, vor Tiberius Halt gemacht hatten. „Caligula begann die volle Wirklichkeit seiner Allmacht zu fühlen, lernte an ihre Unumstößlichkeit glauben.“ Nichts Festes und Unerschütterliches konnte er finden außer sich selbst, keine Schranke und keine Grenze für seinen Willen. „Vergiß nicht, daß mir alles und gegen alle erlaubt ist“ war die Antwort an seine ihn warnende Großmutter Antonia, die ihn mit erzogen hatte. So suchte das schwache Ich, das kein Über-Ich über sich hatte, nach dessen stummen Weisungen es sich richten konnte, äußeren Halt an

seiner Allmacht. Und aus dieser Schwäche heraus haßte Caligula alle Starken oder auch nur Stärkeren. Nur wenn er sie beseitigt wußte, fühlte er sein Ich wieder eine Weile sicher, war er eine Zeit lang fähig, seine Einsamkeit zu ertragen. „Das was wie eine auf die höchste Spitze gesteigerte, vor nichts zurückschreckende Eitelkeit wirkt, ist in Wirklichkeit jedoch nichts als ein fortwährender Versuch zur Selbstberuhigung bei einem Menschen, der sich schwach und seinen Trieben ausgeliefert fühlt und gezwungen wird, sich selbst sein eigenes Ideal vorzuspielen.“ Deshalb durften auch Eigenschaften, die er an sich selbst als minderwertig empfand, in ihrer Existenz nicht anerkannt werden: „nicht einmal ein schlechter Wurf im Würfelspiel durfte gelten, er wurde abgeleugnet oder fortgeschwindelt“. Sowohl Caligulas außerordentlicher Anmaßung wie seiner schrankenlosen Originalitätssucht lag die äußerste Verletzlichkeit zugrunde, sowie das stets wache Bedürfnis, sein Ich vor sich selbst bestätigt zu sehen und zu empfinden. Und seine maßlosen Grausamkeiten werden weder durch das Wort „Cäsarenwahn“ erklärt, noch beruhen sie auf wirklichem Wahnsinn, denn Caligula blieb zeitlebens imstande, die Wirklichkeit von seinen Halluzinationen zu unterscheiden, Ursache und Wirkung miteinander zu verbinden. Sondern noch beim Erwachsenen vermischten sich und durchdrangen sich, wie beim kleinen Kinde, der Vernichtungswille, der triebhaftes menschliches Erbteil ist, mit der Lust am Spiel; so daß dort wie hier Bösestes und Harmlosestes eine untrennbare Einheit bilden. Denn Caligula war seelisch ein Kind geblieben. „Wann hätte er den Schritt zum Mitleiden mit dem Leid der anderen tun sollen, er, der seit dem Tode des Vaters stets darauf bedacht sein mußte, sich selbst zu beschützen: erst vor der ewig aufgeregten Mutter, dann vor Sejan und schließlich vor dem unheimlichen Onkel. Er hatte sein Ich so oft drehen und verdrehen und nach dem immer wechselnden Winde hängen müssen, daß ihm das Interesse an den andern über diese Beschäftigung ganz abhanden gekommen war.“ „Mitempfinden wäre für ihn gefährlicher gewesen als für jeden anderen — er wurde ja sogleich der, mit dem er empfand, verwandelte sich in ihn, siedelte über aus der eigenen Öde in sein Haus. Stand es dann noch dafür, Kaiser zu sein? Lieber allein bleiben und die anderen nicht wirklich werden lassen.“

Dies kindlich Spielerische seines Wesens, trotz seiner Grausamkeit, erweist sich auch darin, daß er, statt Menschen in Menge verschmachten oder ertrinken zu sehen, sie auch in Massen beglücken konnte: vorausgesetzt, daß dabei ein ebenso amüsantes Schauspiel entstand. So etwa warf er ein paar Tage lang vom Dache aus Geld unter die Menge auf den Markt, um sich am Gewimmel der Menschen zu ergötzen. Oder er wurde umgänglich,

jovial und fast gütig, wenn er ähnlich kindlicher Naivität bei anderen begegnete: einmal öffentlich als Gott thronend, ließ er einen biedereren Schuster unbehelligt weiterziehen, trotzdem ihn dieser, statt ihn anzubeten, unbefangen und unverblümt einen Schwindler nannte — wo er sonst wenigstens so grausam rächte, wie gerade Mangel an Ehrerbietung oder gar den leisesten Anschein von Spott.

So mischten sich Kindliches und Kindisches mit Unbotmäßigkeit der Leidenschaften, die von keinem standhaltenden Ich gezügelt wurden; und denen — ein Problem für sich — auch kein äußerer Widerstand die Bahn beschränkte.

Und trotz alledem war auch Caligula imstande zu lieben. Er erlebte seine große Liebe — „so gewaltig und verzehrend, wie die von Dichtern besungenen, so echt und tief und dauerhaft, wie sie jemals ein Mann empfunden hat. Eine jener Leidenschaften, die weit, weit in die Kindheit zurückreichen und das ganze Leben bis zum Ende umfassen. Die Berichte sprechen von den Schmerzen, die er, der sonst alles Schmerzliche von sich fernhielt und abschüttelte, um dieser Liebe willen litt; die Wonnen, mit denen sie ihn gefesselt hatte, lassen sich aus ihnen erschließen. Dieses einzige geliebte Wesen war seine Schwester Drusilla.“

„Vielleicht waren es gemeinsame Erinnerungen aus frühesten Kindheitstagen, am ehesten die Ähnlichkeit mit ihm selber, die sie ihm näherrückte als alle anderen Menschen. Er fand wohl, wenn er sie in seinen Armen hielt, das, was er am schmerzlichsten vermißte — sein eigenes Ich.“

Und so roh, unentwickelt und hemmungslos sonst, im Einklang mit seinem Wesen, seine Geschlechtlichkeit war, so grausam und spielerisch sie, ohne Zärtlichkeit und ohne Genuß, in den Leiden und in der Erniedrigung anderer den Ersatz für das suchte, was ihm selbst fehlte: die Liebe zu seiner Schwester Drusilla überdauerte ihren Tod. Drusilla starb ein Jahr nach Caligulas Thronbesteigung. Ihr Tod vereinsamte ihn völlig. Sein Schmerz war maßlos, sein schwächliches Ich außerstande, sich dagegen zu halten. Er durchraste Italien. Er raste nach Rom zurück, die übrige Welt an seinem Schmerz mit Leiden zu lassen. „So ließ er eine Trauerfrist von unerhörter Strenge ansagen: bis zu ihrem Ablauf durfte bei Todesstrafe niemand lachen, sich waschen und mit anderen, sei es auch mit Familienmitgliedern zusammen, Mahlzeit halten.“

Der Ausweg und das Ende: „Überall, bei Menschen und bei Göttern, im Schlaf und in der Liebe hatte Caligula nach Halt und Schutz und Ruhe gesucht und sie nirgends gefunden. Dem Müdegehetzten blieb nur mehr Eine Zuflucht offen, der Wunsch, die quälende Leerheit in das ewige Nichts

hinüberströmen und darin untergehen zu lassen. Seine Angst und seine Gier klammerten sich an das Leben, aber etwas in ihm, das lautlos blieb, aber stärker war als diese beiden, wollte seinen Tod. Von diesem Trieb, der ihn mit sicherer Hand dem Ausgang zulenkte, wurde ihm niemals das Mindeste bewußt; trotzdem diente alles, was er tat, so zusammenhanglos und unsinnig es scheinen mochte, diesem einen, unbewußten Zweck: den Tod herbeizurufen und sich so vor der Verzweiflung und dem Selbstmord zu bewahren.“

Dieser unbewußte Todeswunsch wurde der heimliche Lenker. Von ihm aus gesehen konvergieren die scheinbar haltlos und regellos irrenden Taten Caligulas nach Einem Ziel.

Seiner engeren Umgebung hatte sich Caligula längst direkt und unmittelbar verhaßt gemacht, Freunde oder Warner umgaben ihn nicht mehr. Der Kaiser hatte so bei Senat und Bürgertum, im Volk und auch beim Heer jeden Halt verloren. Es kam zur Verschwörung. „Was noch an Hindernissen bestand, räumte der Kaiser selbst fort. Mit derselben Sicherheit, mit der er den Weg schritt, der zu seiner Ermordung führen mußte, wählte er selbst auch den Mann aus, den er unwissentlich zu seinem Mörder bestimmte.“ Ohne jeden ersichtlichen Grund und Anlaß wurde der Prätorianerführer Cassius Chaerea auf jede erdenkliche Weise gereizt und verspottet. „Ob es Caligula wirklich entging, daß er sich unter denen, die ihn beschützen sollten, einen Todfeind gemacht hatte? Es ist kaum glaublich, aber jedenfalls handelte er so, als ob eine solche Gefahr für ihn nicht existiere. Der Feigling schien auf einmal tollkühn geworden. Er sah nichts, weil er nichts sehen wollte.“

So wurde Caligula getötet. „Es wird behauptet, daß einige der Verschwörer sich dazu hinreißen ließen, seine Geschlechtsteile zu verstümmeln; nach anderen Berichten soll ein Teil der Mörder im Rausch der Wut von seinem Fleisch gefressen haben. So verschieden die beiden Berichte sind, so deuten sie doch auf dieselbe Grundtatsache hin: Caligula war durch seine hemmungslose Wildheit dem Ahnherrn aller jener Götter, die er spielen wollte, ähnlich geworden: dem Totemtier, und in jenem Augenblick größter Entspannung, als sein Blut unter ihren Streichen floß, trieb ein Etwas seine Mörder, darauf einzugehen und ihrerseits nach den primitivsten, längst verdrängten und vergessenen Gesetzen zu handeln. Für eine kleine Spanne Zeit war aus den vornehmen und kultivierten Römern eine Horde kannibalischer Urmenschen geworden, die ihren gefürchteten Gebieter gemeinsam überwältigten, kastrierten und fraßen.“

„Damit war die Epoche Caligulas zu Ende. Aber obgleich diese Regierung nur drei Jahre und neun Monate gedauert hatte, obgleich man alles, was

ihr angehörte, vernichtete, — Caligulas Weib und Kind wurden ebenfalls getötet, — obgleich man an seine Stelle den philosophischen Claudius setzte, der alle seine Verfügungen und Beschlüsse aufhob, — das, was geschehen war, ließ sich trotz allen Bemühungen nicht auslöschen und ungeschehen machen. Das ewig unausrottbar gebliebene Vor-Menschliche, das Bestialische, dessen Unterjochung die Hauptaufgabe aller Zivilisation ist, hatte stets irgendwo gelauert, sich immer da und dort aus seinem Schlupfwinkel hervorgewagt, aber mit Caligula war es hinausgetreten an das Tageslicht, hatte sich frech auf den höchsten Platz gestellt und sich auf den Thron der Weltherrschaft gesetzt, vor dem sich die Völker in Anbetung neigten. Von nun an trug die antike Welt das Zeichen des Tieres.“

D A S E C H O D E R P S Y C H O A N A L Y S E

Die zwei psychoanalytischen Goethe-Studien,

die vor kurzem erschienen sind, die von Reik und die von Sarasin,¹ haben zu einer Reihe von ausführlichen Besprechungen in der deutschen Tagespresse Anlaß gegeben, die in manchem Falle auch eine ansehnliche Anzahl zustimmender und polemischer Zuschriften aus dem Leserkreise provozierten. Aus der Menge der Besprechungen wollen wir drei negativ ausfallende Urteile zitieren.

In der „Vossischen Zeitung“ polemisiert Arthur Eloesser gegen eine Methode, „die sich mit furchtbarer Einseitigkeit auf das Gebiet unterhalb des Nabels beschränkt“. Er sei zwar selbst bei den neuesten Psychoanalytikern in die Schule gegangen und als einer, der Freud tief verpflichtet ist, gibt er zu, daß „die Einseitigkeit seiner pansexualistischen Einstellung die Vorbedingung seiner großen Entdeckung gewesen ist“, aber, aber . . . nun beginne man etwas schlossermäßig den Freudschen Patentschlüssel zu handhaben. Die Frage z. B. „warum Goethe Friederike verließ“ ist nach

1) Theodor Reik, Warum verließ Goethe Friederike? Eine psychoanalytische Monographie. Geh. M. 6.—. Ganzleinen M. 8.—. — Philipp Sarasin, Goethes Mignon. Eine psychoanalytische Studie. Geh. M. 2'60, Ganzleinen M. 4'—. Beide im Internationalen Psychoanalytischen Verlag, Wien 1930.

Eloesser viel einfacher zu beantworten, als Reik es versucht. „Ich will gar nicht bestreiten, daß die Berührungs- oder Kußangst als dunkle Voraussetzung aus dem Unbekannten, aus dem großen Es in diesem Verhältnis eine Rolle spielt. Aber was erklärt in diesem klarsten Fall diese methodische zähe Anstrengung? Laßt das ganze erotische Problem beiseite und ihr habt eine Studentenliebe, die gewiß starke Neigung eines bei großen Anlagen, wegen großer Anlagen seiner Bestimmung unsicheren jungen Menschen, dem höchst berechtigter Selbsterhaltungstrieb jede verfrühte Bindung untersagte.“

In der Wiener „Reichspost“ meint der Theologieprofessor Dr. Johann Triebel, das literarhistorische Getue mit der Beziehung zwischen Goethe und der Pfarrerstochter in Sesenheim sei eine lutherische Haarspalterei. (Die nunmehr sogar ins Mosaische entartet.) Triebel schreibt unter anderem:

„Theodor Reik, einer der geistvollsten und literarisch fruchtbarsten Schüler Freuds, sucht in seiner jüngsten Publikation auf die Frage ‚warum verließ Goethe Friederike‘ auf psychoanalytischem Wege eine Antwort zu finden. Wir müssen, selbst auf die Gefahr hin, von den Goethepfaffen der verschiedensten Riten und Observanzen mit dem Bannfluch belegt zu werden, gestehen, daß wir die erwähnte Frage keineswegs für welterschütternd halten und daß es uns herzlich gleichgültig ist, warum der jugendliche Student der schönen Pfarrerstochter von Sesenheim untreu wurde. Indes, die Literatur über Friederike Brion türmt sich bereits bergehoch empor und noch ist kein Ende des Eifers, der einer edleren und größeren Sache würdig wäre, abzusehen. Wenn bisher ganze Scharen von lutherischen Pfarrern, Literaturhistorikern und Goethephilologen mit der Beantwortung der aufgeworfenen Frage mehr oder minder vergeblich sich abquälten, warum soll zur Abwechslung nicht auch ein Psychoanalytiker einmal sein Glück versuchen.“

„Man muß gestehen,“ — fährt Triebel (der übrigens auch Glanz und Farbenreichtum der Sprache Reiks hervorhebt) dann fort, — „daß sich Reik seine Aufgabe nicht leicht gemacht hat. Er weiß, was bei ihm eine Selbstverständlichkeit ist, nicht nur die Arbeitsmethode der Psychoanalyse trefflich zu handhaben, sondern kennt auch die Goetheliteratur wie ein gelernter Absolvent eines literarhistorischen Seminars. So entstand eine ebenso umständliche und gründliche, wie wortreiche und umfängliche Untersuchung des Themas. Und das Resultat? Die Gläubigen aus der Schule Freuds werden an der Richtigkeit des Ergebnisses nicht zweifeln, die Skeptiker und Ketzer aber bedenklich ihre Köpfe schütteln.“ Und Triebel schüttelt . . . Zwar meint er, könne man den Untersuchungen Reiks in der ersten Hälfte seines

Werkes, mit tausend Vorbehalten und Fragezeichen eine gewisse, freilich nicht große Wahrscheinlichkeit zuerkennen (Bravo, heiliger Verklausulus!), — aber dann kämen Deutungen, die „an Willkür und Verschrobenheit nicht mehr zu überbieten.“ „Überdies tobt sich dabei die echt psychoanalytische Sucht, in jedweder Kleinigkeit und Harmlosigkeit, Symbole weiblicher oder männlicher Genitalien, des Menstruationsvorgangs, des Sexualakts, der Kastrationsangst usw. zu erblicken, in widerwärtiger, fast ekelerregender Weise aus. Man weiß nicht, ob man lachen oder sich ärgern soll.“

Desselben skurrilen Geistes Kind sieht Triebel auch in der Mignonstudie Sarasins. Ihre Besprechung schließt er mit den Worten: „Es wäre aber ungerecht, wollte man verschweigen, daß Sarasins Studie auch sehr wertvolle Nachweise enthält. So scheint uns der Beweis dafür, daß so manche Gestalten, Situationen und Begebenheiten des Meister-Romans nur der späte dichterische Niederschlag verschiedener Jugenderlebnisse Goethes sind, restlos gelungen zu sein; schade nur, daß die analytische Brähe, die über die gewonnenen Resultate allsogleich gegossen wird, sie zum Teil wieder zerstört.“

Ein radikales Urteil über die beiden psychoanalytischen Goethe-Bücher fällt — trotz angeblicher Duldung für Eingriffe der Psychologie in die Literaturforschung — auch Heinz Kindermann im soeben erschienenen neuen Heft der „Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft“: „unverantwortliche Mechanisierung der Psyche aus unsichersten Quellen!“

Was die Psychoanalyse in den nächsten Jahrzehnten anrichten wird Prophezeiungen von André Maurois

André Maurois, der erfolgreiche Autor der Biographien von Byron, Shelley und Disraeli und des psychologischen Romans „Climats“ (deutsch: „Wandlungen der Liebe“) veröffentlicht im Maiheft des „Querschnitt“ eine Plauderei unter dem Titel „Die sexuelle Moral um 1950, Fragment einer 1992 durch die Universität ... veröffentlichten Weltgeschichte“. Maurois — über seine Beziehung zur Psychoanalyse lese man in dieser Zeitschrift die Ausführungen von Fritz Lehner nach („Die psychoanalytische Bewegung“, I. Jg., Heft 2, S. 168 ff.). — beschäftigt sich in seinem Aufsatz in Form des satirischen Rückblicks auch mit dem Einfluß der Freudschen Lehre in den 30-er und 40-er Jahren unseres Jahrhunderts. „Diese Lehre“ — schreibt er — „hatte in romanischen Ländern weniger großen Erfolg, weil sie von

jeder eine gewisse sexuelle Freiheit genossen hatten, das Übel nicht kannten und folglich keine Heilmittel benötigten. Aber für die germanischen und vornehmlich für die angelsächsischen Länder war diese Lehre eine Befreiung. Jetzt war es endlich erlaubt und unter dem Deckmantel einer wissenschaftlichen Sprache leicht möglich, frei über Dinge zu reden, die seit mehreren Jahrhunderten verboten waren. Die Psychoanalyse verbreitete sich ungeheuer und enthüllte einer großen Anzahl aufrichtiger Puritaner das Bild ihrer wirklichen Seele, so wurden sie nachsichtiger gegenüber den Wünschen anderer. Die Ärzte hielten es für ihre Pflicht, ihre Kranken von den Verdrängungen zu befreien, die sie zum Wahnsinn führen konnten und spornten zu einer gewissen Kühnheit und Freiheit der Sitten an. Seit 1928 bewiesen Schriftsteller wie Joyce und D. H. Lawrence eine Großzügigkeit, die dem Leser von 1940 zwar als ziemlich schüchterner Versuch erscheint, die aber damals durchaus neu war. Das physische Schamgefühl verschwindet zusammen mit dem verbalen und intellektuellen Schamgefühl. . .“

„Der Einfluß der Freudschen Theorie“ — schreibt Maurois dann später — „war zunächst wohltuend gewesen. Es schien wahr zu sein, daß übertriebene Strenge der geistigen und körperlichen Gesundheit der Menschen schadete, die weder Heilige noch Impotente waren. Tatsächlich nahm die Zahl der Geisteskranken in Europa sowohl wie in Amerika seit 1930 ab. Aber bald wurden unter dem Vorwand, den Wünschen eines jeden gerecht zu werden, alle sozialen Bindungen und Kontakte gelöst. Die frühere Ehe wurde durch die Scheidung, die man nur anzumelden brauchte, durch die Junggesellenwirtschaft, durch den Verzicht auf Kinder vollständig zerstört. In der victorianischen Zeit hatte die Sittenstrenge harmlosen Vergnügen einen gewissen Reiz verliehen. Im neunzehnten Jahrhundert fand sich die männliche und weibliche Jugend zu unschuldigen Spielen, zu Sport und zum Studium zusammen. Seit 1935 bekamen die meisten Zusammenkünfte ausschweifenden Charakter. Die öffentliche Meinung hatte sich derart verändert, daß in England, dem ehemals sittenstrengen Land, der Anti-Puritanismus eine Tugend geworden war. Er war zwar nicht durch das Gesetz vorgeschrieben, aber er gelangte allgemein zur Anwendung, und die sozialen Sanktionen waren unerbittlich. 1954 mußte der sozialistische Premierminister zurücktreten, weil man ihn der ehelichen Treue verdächtigte. Er hatte zur Zeit das Gesetz der obligatorischen Psychoanalyse in den Kindergärten durchgebracht. Man beschuldigte ihn der Hypokrisie. Eine Reihe großer europäischer Zeitungen begann eine Kampagne, um zu beweisen, die sexuelle Freiheit Englands sei nur vorgetäuscht, es versteckte sich dort in Wahrheit hinter freien Reden und freier Literatur manch keusches Leben.“

Dann schildert Maurois die „ersten Anzeichen einer Reaktion“ gegen den sexuellen Libertinismus im Jahrzehnt 1940—1950. „1943 wurde der berühmte Roman *Conjugal Happiness* von Miss Brushwood veröffentlicht, in dem sie mit einer für die damaligen Verhältnisse geradezu unglaublichen Schamlosigkeit die Freuden der Treue, der normalen Liebe und der unauflöslichen Ehe schildert. Die englische Zensur verbot dieses Buch, aber es wurde in Frankreich sofort neu aufgelegt...“ usw. Nun beginnt die Bewegung der „keuschen Schule“ als die einer revolutionären Opposition. Im Winter 1943—1944 wurden in New York und Boston geheime *conjugal parties* veranstaltet; man lud dazu nur verheiratete Paare ein, die den ganzen Abend zusammen verbrachten. Diese revolutionären Sitten erregten Ärgernis. Im Hyde Park mußte die Polizei gegen verheiratete Paare einschreiten, die am klarlichten Tag nebeneinander saßen. In Paris mußten Polizisten auf Motorrädern Frauen aus dem Bois de Boulogne vertreiben, die dadurch Ärgernis erregten, daß sie bis zum Hals zugeknöpft waren. „1954 veröffentlichte Dr. Schmidt, ein Arzt in Lausanne, dessen Name später so berühmt wurde, ein Buch über die Verdrängungen des Schamgefühls ... Die glückliche Auswirkung des Schmittismus wurde bald deutlich.“ Die Tugend wurde nicht mehr feindlich behandelt usw. usw. „Heute, 1992“ ist allerdings Maurois wieder unzufrieden. Die „Schmidtsche Reaktion“ ist wieder zu weit gegangen: „ein neuer Puritanismus, noch aggressiver als der alte, will unser Tun und Denken kontrollieren.“ Und daher ruft Maurois 1992 wieder nach einem „Freud, der uns vom Dämon befreit“.

Berichtigung

In unserer Notiz „Und so sage ich ganz schlicht: dieses Buch ist eine Gemeinheit“ (diese Zeitschrift, I. Jg., S. 183) und der „Berichtigung“ dazu (S. 379) war davon die Rede, daß Herr Ch. E. Maylan in seinem Buche das Bildnis Sigmund Freuds von Ferdinand Schmutzer ohne Wissen und Einwilligung Prof. Freuds und ohne Einwilligung der Witwe des Künstlers reproduziert hat. Unsere tatsächlichen Feststellungen konnten durch die „Berichtigungen“ des Herrn Maylan nicht erschüttert werden, es ergab sich nur eine Meinungsdivergenz darüber, ob Herr Maylan sich darauf berufen kann, bei einer „der Zeitgeschichte angehörenden Persönlichkeit“ zu so einer Reproduzierung auch ohne jene Einwilligungen formalrechtlich befugt zu sein. Doch ergibt sich die Notwendigkeit noch einer Richtigstellung. Es gibt zwei Ausführungen der Schmutzerschen Radierung. Auf der einen ist die Unterschrift Freuds auf die Bildfläche mitgraviert, auf der anderen fehlt die Unterschrift. H. Maylan läßt uns durch seinen Anwalt mitteilen, daß er auf die Feststellung, die letztgenannte Fassung reproduziert zu haben, Gewicht legt. Hiemit erfüllen wir seinen Wunsch und stellen fest, daß er tatsächlich die Unterschrift Freuds ohne Wissen und ohne Einwilligung Freuds nur einmal reproduziert hat: nur unter dem Bildnis Freuds und nicht auch auf dem Bildnis.

Kongresse und Tagungen

Auf dem „I. Internationalen Kongreß für Psychische Hygiene“, der in der Zeit vom 5. bis zum 10. Mai in Washington (U. S. A.) stattfand, war auch die Psychoanalyse durch mehrere von der Kongreßleitung eingeladenen europäischen Analytiker vertreten. Von psychoanalytischer Seite hielten Vorträge: Dr. Franz Alexander (Berlin)¹ über die „Probleme psychischer Hygiene und Verbrechertum“, Mary Chadwick (London) über „Das neurotische Kind“, Dr. Helene Deutsch (Wien) über „Erziehung und Persönlichkeitsentwicklung“, Dr. J. H. H. van Ophuijsen (Haag) über „Geschlecht und Kultur“, Pfarrer Dr. Oskar Pfister (Zürich) über „Religion und psychische Hygiene“, Dr. R. Spitz (Berlin) über „Soziale Fragen und psychische Hygiene“, Dr. S. Radó über den „Unterricht in der Psychoanalyse“. Der Vortrag von August Aichhorn (Wien), der am Erscheinen verhindert war, über „Behandlung statt Bestrafung jugendlicher Verbrecher“ wurde verlesen.

*

In der Woche vom 13. bis zum 20. September 1930 findet in Wien der IV. Kongreß der „Weltliga für Sexualreform auf wissenschaftlicher Grundlage“ statt. Auf der Tagesordnung stehen folgende Themen: Wohnungsnot und Erziehung, Sexualnot, Seelenleben, Innere Sekretion, Zur Geschichte der Sexualmoral, Rechtsordnung, Geburtenregelung und Menschenökonomie, Recht des Kindes. Unter den bereits angemeldeten Rednern befinden sich auch mehrere Psychoanalytiker. Es werden folgende Psychoanalytiker sprechen:

zum Thema „Sexualnot“: Dr. Fritz Wittels (Wien) und Dr. Wilhelm Reich (Wien)

zum Thema „Seelenleben“: Dr. Paul Federn (Wien), Dr. Ernst Simmel (Berlin), Dr. Eduard Hitschmann (Wien), Dr. Sperling (Wien)

zum Thema „Recht des Kindes“: Doz. Dr. I. K. Friedjung (Wien)

Aus der Reihe der sonstigen Redner nennen wir hier noch einige: Stadtrat Prof. Dr. Tandler (Wien), Prof. Dr. Johan Almkvist (Stockholm), Hofrat Prof. Dr. Steinach (Wien), Prof. Maranon (Madrid), Dr. Peter Schmidt (Berlin), Rudolf Goldscheid (Wien), Sanitätsrat Dr. Magnus

1) Hier sei auch mitgeteilt, daß die Universität Chicago Dr. Franz Alexander (Berlin) für ein Jahr als Professor der Psychoanalyse eingeladen hat. Die Ernennung erfolgte an die Medizinische Fakultät, doch soll er auch außer an dieser Fakultät allgemein zugängliche Vorträge zur Einführung in die Psychoanalyse für die Hörer aller Fakultäten und im Besonderen auch für „social workers“ (im Fürsorgedienst tätige Personen) halten; auch erstreckt sich der Lehrauftrag auf ein Seminar für Kriminalisten. Dr. Alexander tritt sein Lehramt in Chicago am 1. Oktober an.

Hirschfeld (Berlin), Prof. Pasche-Oserski (Kiew), Staatskanzler a. D. Dr. Karl Renner (Wien), Dr. Normann Haire (London), Dr. Helene Stöcker (Berlin), usw.

Alle Anfragen und Zuschriften sind an das Büro des Kongresses, Wien I/15, Postfach 63, zu richten.

*

Sonntag, den 28. September 1930 und an den beiden folgenden Tagen hält die „Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft“ (Sitz: Berlin) unter dem Vorsitz von Dr. Max Eitingon eine Tagung in Dresden ab. In den wissenschaftlichen Sitzungen werden u. a. folgende Vorträge gehalten werden:

Bernfeld (Berlin): Infantile Sexualität und sexuelle Anomalien;

Boehm (Berlin): Zur Geschichte des Ödipuskomplexes;

Fenichel (Berlin): Spezialformen des Ödipuskomplexes;

Federn (Wien): Das zwangsneurotische Symptom;

Radó (Berlin): Die psychoanalytische Therapie;

Hárnik (Berlin): Therapie der Homosexualität;

Christoffel (Basel): Psychoanalyse und Medizin;

Simmel (Berlin): Süchte.

Außerhalb der wissenschaftlichen Sitzungen werden auch öffentliche Vorträge gehalten werden, von denen folgende schon feststehen:

Meng (Frankfurt): Seelische Hygiene auf psychoanalytischer Grundlage;

Groddeck (Baden-Baden): Der Struwpeter;

Horney (Berlin): Das Mißtrauen zwischen den Geschlechtern;

Zulliger (Ittigen-Bern): Psychoanalyse und Pädagogik;

Müller-Braunschweig (Berlin): Psychoanalyse und Weltanschauung;

Landauer (Frankfurt): Das Individuum und seine Gemeinschaften.

Die Themen der öffentlichen Vorträge von Hitschmann (Wien) und Fromm (Berlin) sind noch nicht bekanntgegeben.

Interessenten der psychoanalytischen Bewegung, die an der Tagung teilzunehmen wünschen, erhalten nähere Auskünfte und Teilnehmerkarten durch Dr. Felix Boehm, Berlin W. 50, Rankestraße 20.

Eigentümer und Verleger:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11

Herausgeber: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Editha Sterba, Wien, VI., Mariahilferstraße 71

Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

Dürer

ALFRED WINTERSTEIN: Dürers „Melancholie“ im Lichte der Psychoanalyse.

Mit 2 Kunstbeilagen. Geheftet M. 3.—, Ganzleinen M. 4.60

Inhalt: I) der Inhalt des Kupferstiches „Melencolia I“ — II) Die historischen Voraussetzungen des Dürerischen Konzeptes — III) Die Quellen Dürers — IV) Saturn, Melancholie und Analcharakter — V) Dürers Lebensgeschichte und Persönlichkeit — VI) Der Tod der Mutter — VII) Psychoanalytische Deutung der Melencolia — VIII) Zur Abwehr

Rousseau

RENÉ LAFORGUE: Jean Jacques Rousseau.

Eine psychoanalytische Studie. Geheftet M. 1.20

„Wir haben nicht die Absicht, Rousseau zu verkleinern, sondern ihn in seiner vollen Menschlichkeit zu verstehen“

Goethe

THEODOR REIK: Warum verließ Goethe Friederike?

Geheftet M. 6.—, Ganzleinen M. 8.—

Inhalt: Dichtung und Wahrheit — Ein alter Mann erzählt die Geschichte seiner Liebe — Die Gründe der Trennung — Die Verkleidung — Der Kindtaufkuchen — Chronologische und andere Verwirrung — Die Kußangst — Sexualität und Gewissensangst — Der junge Goethe erzählt ein Märchen — Der Dichter über die „Neue Melusine“ — Der Schatten des Vaters — Der Text der Zwangsbefürchtung — Capriccio doloroso — Freundliche Vision — „Frohe und dankbare Gefühle nach dem Sturm“ — Coda

PHILIPP SARASIN: Goethes Mignon.

Eine psychoanalytische Studie. Geheftet M. 2.60, Ganzleinen M. 4.—

Inhalt: Vorbemerkung — I) Der Meisterroman — II) Goethes Jugendgeschichte — III) Ergänzungen zur Jugendgeschichte. Knabenmärchen. Die französischen Schauspieler. Zum frühen Tode der Geschwister Goethes — IV) Analytische Deutung der dramatischen Momente. Das Seiltänzermilieu. Mignon und Cornelia. Die Vateridentifizierung — V) Analytische Deutung der lyrischen Momente — VI) Zusammenfassung

Fechner

IMRE HERMANN: Gustav Theodor Fechner. Eine psychoanalytische Studie über individuelle Bedingungen wissenschaftlicher Ideen.

Geheftet M. 3.—, Ganzleinen M. 4.60

Inhalt: Biographisches — Die schwere Krankheit — Die Idee der Psychophysik — Die „Tagesansicht“ — Das Formale im Denken Fechners — Die Begabungsgrundlagen — Fechner als Vorläufer psychoanalytischer Ideen

Lassalle

ERWIN KOHN: **Lassalle — der Führer.**

Geheftet M. 4.—, Ganzleinen M. 6.—

Inhalt: Die psychologische Entstehung des Führers — II) Die psychologische Technik der Führung bei Lassalle — III) Das Liebesschicksal Lassalles — IV) Die psychische Struktur des Führertums bei Lassalle — V) Die Nachfolge Lassalles und das Ende der Organisation

Keller

EDUARD HITSCHMANN: **Gottfried Keller. Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive.** *Geheftet M. 3.50*

„Das vorliegende Keller-Buch hat mir auch als Literaturhistoriker einige Lichter aufgesteckt... Das Buch vertieft unseren Einblick in die erotischen Probleme bei dem Menschen wie bei dem Künstler Keller. Es erklärt die Hemmungen in seiner persönlichen Liebeswahl und Sexualität und beleuchtet entsprechende Motive seiner Dichtung.“

(Prof. Harry Mayne, Bern, im „Literarischen Echo“.)

Dostojewski

JOLAN NEUFELD: **Dostojewski. Skizze zu seiner Psychoanalyse.**

Geheftet M. 3.—, Ganzleinen M. 5.—

„Der ernste, etwas analytisch orientierte Leser wird die flüssige und beredte Dostojewski-Skizze in einem Zuge durchlesen, und ohne Widerspruch.“

(„Neue Zürcher Zeitung“.)

Tolstoi

N. OSSIPOW: **Tolstois Kindheitserinnerungen. Ein Beitrag zu**

Freuds Libidotheorie. *Geheftet M. 6.—, Halbleinen M. 7.50*

Inhalt: I) Vorbemerkungen — II) Die „Ersten Erinnerungen“ — III) Zwei allererste Erinnerungen (Das Individual-Ich und die Ich-Libido) — IV) Über den Narzissmus — V) Drei weitere Erinnerungen (Objektlibido) — VI) Der Seelenkonflikt — VII) „Die Ameisenbrüder“ (Das Supra-Ich) — VIII) Über die infantile Amnesie

Hamsun

EDUARD HITSCHMANN: **Ein Gespenst aus der Kindheit**

Knut Hamsuns. *Geheftet M. 2.—, Ganzleinen M. 3.50*

Inhalt: Eine Kindheitserinnerung Hamsuns — Psychoanalytische Deutung des Gespenstes — Kastrationssymbolik in Hamsuns Werken — Die Entmannung der Väter (Altern und Verarmen) — Das Motiv der Eifersucht und des geschädigten Dritten — Grausamkeit und Leidenschaftlichkeit, Belauschen und Zuschauen — Hamsuns Ideale

SIGM. FREUD

GESAMMELTE SCHRIFTEN

Elf Bände in Lexikonformat

Unter Mitwirkung des Verfassers herausgegeben
von Anna Freud und A. J. Storfer

- I) Studien über Hysterie / Frühe Arbeiten zur Neurosenlehre 1892—1899
- II) Die Traumdeutung
- III) Ergänzungen und Zusatzkapitel zur Traumdeutung / Über den Traum / Beiträge zur Traumlehre / Beiträge zu den „Wiener Diskussionen“
- IV) Zur Psychopathologie des Alltagslebens / Das Interesse an der Psychoanalyse / Über Psychoanalyse / Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung
- V) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie / Arbeiten zum Sexualleben und zur Neurosenlehre / Metapsychologie
- VI) Zur Technik / Zur Einführung des Narzißmus / Jenseits des Lustprinzips / Massenpsychologie und Ich-Analyse / Das Ich und das Es / Anhang
- VII) Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse
- VIII) Krankengeschichten
- IX) Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten / Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva“ / Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci
- X) Totem und Tabu / Arbeiten zur Anwendung der Psychoanalyse
- XI) Schriften aus den Jahren 1923—1926 / Geleitworte zu fremden Werken / Gedenk- artikel / Vermischte Schriften / Schriften aus den Jahren 1926—1928

*Geheftet M 180.—, in Ganzleinen M 220.—,
in Halbleder (Schweinsleder) M 280.—*

Hermann Hesse in der »Neuen Rundschau«: Eine große, schöne Gesamtausgabe, ein würdiges und verdienstvolles Werk wird da unter Dach gebracht. — Prof. Raymond Schmidt in den »Annalen der Philosophie«: Druck und Ausstattung sind geradezu aufregend schön.

Ausführliche Prospekte auf Verlangen von

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien I, Börsegasse 11

„Die psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Im I. Band (Jahrgang 1929)

erschieden unter anderem folgende Beiträge:

- Richard Behrendt. Das Problem Führer und Masse und die Psychoanalyse
Ewald Bohm Die Psychoanalyse auf der Weltkonferenz für Erziehung in Helsingör
H. Cornioley . . . Sexuelsymbolik in der „Frommen Helene“ von Wilhelm Busch
M. Eitingon Ansprache in Oxford
S. Ferenczi Männlich und Weiblich. Über die Genitaltheorie und über sekundäre und tertiäre Geschlechtsunterschiede
G. H. Graber . . . Geburt und Tod
E. Hitschmann . . Knut Hamsun und die Psychoanalyse
W. Jensen (†1911) Drei unveröffentlichte Briefe an Sigm. Freud
Ernest Jones . . . Die Insel Irland. Ein psychoanalytischer Beitrag zur politischen Psychologie
Thomas Mann . . . Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte
Wilhelm Reich . . Die Stellung der Psychoanalyse in der Sowjetunion
Theodor Reik . . . Anspielung und Entblößung
Hanns Sachs . . . Zur Psychologie des Films
E. Sterba Pflastersteine. Zwangsgewohnheiten auf der Straße
R. Sterba Das Problem des Kunstwerks bei Freud
R. Wälder Sexuelsymbolik bei Naturvölkern
A. Winterstein. Motorisches Erleben im schöpferischen Vorgang
Fritz Wittels . . . Le grand amour
H. Zulliger „Hysterie infolge Verdrängung ethischer Regungen“
Arnold Zweig . . . Freud und der Mensch

Askese und Sodomasochismus — Psychoanalyse im Schlafwagen — Zu Freuds Deutung der Cordeliagestalt — Ackerbau und Sexuelsymbolik — Vom Ekel — Erotik und Reklame — Psychoanalyse bei psychischer Impotenz — Abstinenz, Coitus interruptus und Angstneurose — Das Stabilitätsprinzip in der Psychoanalyse — Neue Literatur über den Traum — Kavelaar über Psychoanalyse — Karl Kautsky und der Ödipuskomplex — Bolschewistische Kritik an Freud — Der Gegensatz von Arzt und Volk — Psychoanalytische Heilung und christliche Bekehrung — Marcel Prévost und die Psychoanalyse —

usw.

Preis des I. Jahrg. (1929) in Halbledereinband: Mark 10.60

	Seite
Eduard Hüschmann: Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Biographik	305
Moderne Kunst und Lustprinzip	313
Friedrich v. Oppeln-Bronikowski: Eros als Schicksal bei Friedrich dem Großen und bei Stendhal	314
Edgar Krebs: Das Unbewußte in den Dichtungen Conrad Ferdinand Meyers	325
Angel Garma: Eine obszöne Gebärde der heiligen Teresa	339
A. Endtz: Die Hinrichtung des Damians	347
Otto Flake: Ein elementares Jahrhundert	361
Karl Bachler: August Strindberg	365
Die 8. Auflage der „Traumdeutung“ (A. J. St.)	381
A. J. Storfer: Beitrag zur Bibliographie der psychoanalytischen Biographik	385
René Laforgue: Ein Traum Baudelaires	394
Max Deri: Caligula	400

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

Die zwei psychoanalytischen Goethe-Studien	407
Was die Psychoanalyse in den nächsten Jahrzehnten anrichten wird	409
Berichtigung	411
Kongresse und Tagungen	412

Das vorige Heft (Heft 3) enthielt u. a. folgende Beiträge:

Albrecht Schaeffer	Der Mensch und das Feuer
Frois-Wittmann	Moderne Kunst und Lustprinzip (Expres- sionismus und Surrealismus)
Hanns Sachs	Caligulas Geliebte
Julius Epstein	Jesuitismus und Psychoanalyse
Karl Landauer	Die Gemeinschaft mit sich selber
Helene Deutsch	Ein Fall von hysterischer Schicksalsneurose

Das nächste Heft (Heft 5) erscheint Ende September

Prospekte über psychoanalytische
Literatur sendet auf Verlangen:
Internationaler Psychoanalytischer
Verlag, Wien, I., Börsegasse 11